

MARTIN KÖRBER

# Daheimbilder aus der Kindheit eines Livländers vor 50 Jahren.

Arensburg : [s.n.]  
1873(Assafrey)

University Library of Tartu: Est.A-5008

# EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



## **Thank you for choosing EOD!**

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

## Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

## Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

## More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

50 Kopie

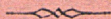
# Daheimbilder

aus der

**Kindheit eines Tiroländers,  
vor 50 Jahren.**

Zweite Skizze,

**W e i h n a c h t e n .**



Der Ertrag zur Hebung des Volksschulwesens auf der  
Insel Desel.



**Urensburg.**

Gedruckt bei Ch. Aissafrey.

—  
1873.

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu  
195943

# Daheimbilder

aus der

**Kindheit eines Livländers,**

vor 50 Jahren.

Zweite Skizze,

**W e i h n a c h t e n .**

Der Ertrag zur Hebung des Volksschulwesens auf der  
Insel Desel.

---

**Arensburg.**

Gedruckt bei Ch. Assafrey.

—  
1873.

1873

# Alpimäär

1873

Alpimäär

1873

1873

1873

Von der Censur gestattet.

Dorpat, den 20. Februar 1873.

Nr. 20.

1873

Est - A

Tartu Riikliku Olikeoli  
Raamatukogu

16 638

1873

1873

1873

## Zweite Skizze.

---

# W e i h n a c h t e n .

Das ist ein heimlich stilles Schaffen und Treiben vor dem Feste, ein jeder hat Opfer zu bringen, aber allen leuchten die Augen heller in der Erwartung der Weihnachtsfreude und zugleich in der Freude, daß Geben seliger sei als Nehmen.

M. Nathusius.

### 1. Die Heimkehr.

Welch' wundersamen Klang hat doch das Wort „Weihnachten“ in der goldenen Kindheit! Freilich, dieses Fest ist ja auch die früheste Erinnerung! Schon in das aufdämmernde Leben des Säuglings auf dem Arm der Mutter strahlt das Licht des Weihnachtsbaumes. Und der Festschimmer steigert sich noch, wenn beim Eintritt in die öffentliche Schule das Vaterhaus verlassen werden muß. Man zählt die letzten Schulwochen, Tage, Stunden! — Und ist nun endlich die entscheidende, letzte Stunde gekommen,

welch' wonnige Ungeduld erfüllt das jugendliche Gemüth, mit welcher Spannung lauscht das Ohr auf den ersten Glockenton der alten Thurmuhr! Im nächsten Augenblick können ihre feierlich langsamen Schläge erschallen, um ein Semester mit seiner Arbeit und dem Zwange des langen Stillsitzens zu begraben und die heißersehnten Ferien zu begrüßen. Herzlich fatt ist man dieses dumpfen, kohlen säureerfüllten Raumes mit den harten Bänken, den tintenbefleckten Tischen und jener schwarzen, schwankenden Tafel, an der man so manchmal im Schweiße seines Angesichtes gestanden, mit einer Empfindung, nicht unähnlich der eines armen Schiffskapitäns, welcher sein Fahrzeug rettungslos auf den Strand laufen sieht. Nun, der Ausdruck des Mannes dort auf dem Katheder verrieth ja auch schon Abspannung und Sehnsucht nach Erholung.

Horch! da schlägt die alte, wohlbekannte Thurm-  
uhr! Keimmal im ganzen Halbjahr klangen diese  
Schläge so verheißungsvoll! Ein wunderbares Vor-  
gefühl erfüllt das wonnig erregte Gemüth.

Das Gymnasium war geschlossen, der Quintaner  
fuhr zum ersten Male heim zu den Weihnachtsferien.  
Die Sonne war bereits untergegangen. Der kerzen-  
gerade, aus vielen Schornsteinen der Embachstadt auf-  
steigende Rauch hob sich vom gerötheten Abendhimmel  
ab. Es war ja die gemüthliche Kaffeestunde der guten  
alten Zeit. Hatte doch auch den bereits zur Heim-

fahrt gerüsteten Knaben die alte, freundliche Hauswirthin mit dem belebenden Mokkagetränk bewirthe in ihrem behaglich warmen, grüntapezirten Zimmerchen mit der schlichten Bretterlage, dem grünglasirten Ofen, dem messingbeschlagenen Hausgeräth, dem hohen, reinlichen Gardinenbett und dem schmetternden Kanarienvogel. Nun, die gemüthlichen Tapeten der alten guten Zeit sind nach mehr denn einem Menschenalter wiedergekehrt und zwar in verbesserter Auflage\*), die übrigen charakteristischen Eigenthümlichkeiten der alten, baltischen Häuslichkeit sind wohl auf Nimmerwiederkehr verschwunden.

Es ging also der trauten Heimat entgegen. Neben dem Gymnasiasten im Schlitten saß dessen Schwester. Sie versprachen sich eine angenehme Heimfahrt. Vor

---

\*) Ehemals wurden die Tapeten nur angehängt und konnten daher Mäusen und Ungeziefer als sichere Zufluchtsstätte dienen, ja wurden sogar von Geistern benutzt, um empfindsame Personen in der Dunkelheit des Abends oder in der Stille der Nacht zu erschrecken. Diese Möglichkeit fällt jetzt weg. — Was den Kanarienvogel betrifft, so findet man ihn zwar noch in unsren baltischen Landen, doch im Verhältniß zu ehemals nur selten.

ihnen stand der Mond mit dem Abendstern. Munter trabte das Dreigespann auf der trefflichen Bahn, hell tönte die Glocke durch die stille, klare Winterluft. Der Gedanke an den nun wieder bevorstehenden Wechsel des geräuschvollen Stadtlebens mit der beruhigenden Stille auf dem Lande erfüllten den Schüler mit stillem Jubel. Liebliche Bilder aus dem trauten Daheim tauchten mit lebhaften Farben auf vor der erregten Phantasie.

Doch siehe! dort am Horizonte erhebt sich eine Wolke, welche schnell heraufzieht. Schon verdeckt sie den hell leuchtenden Mond und den freundlich schimmernden Abendstern. Der ganze lichte Abendhimmel hüllt sich in gleichförmiges Grau. Krähen fliegen krächzend dicht über die Schneefläche hin. Der Kosselenter wendet sich um, drückt die Pelzdecke fester und sagt: „Jungherr, schnell die Füße unter die Decke, wir bekommen gleich „Stühm“, seht ihr die Krähen dort!“ — Schon wirbeln, als unheimliche Vorläufer, einzelne, große Schneeflocken hernieder und lagern sich auf die dunkelfarbige Pelzdecke. Das Ohr vernimmt ein unheimlich hohles Säusen. Das Schneegestöber bricht los. Huh! wie mich friert! Hätte ich doch das freundliche Anerbieten unserer vorsorglichen Hauswirthin angenommen, die mir den warmen Pelz ihres seligen Mannes anbot, — doch wer konnte bei der Abfahrt ein solch' Unwetter voraussehen! — Die noch vor Kurzem munter trabenden Braunen ziehen

langsam, mit sichtlicher Anstrengung und Unlust im tiefen Schnee\*).

Ärgerlich zerrt der Lenker an den Leinen, bald nach rechts, bald nach links. Auch macht er ab und zu seiner übeln Laune Lust durch völlig erfolglose Peitschenhiebe auf die mühsam durch den tiefen Schnee keuchenden Gaul. Plötzlich geräth das Gefährt in eine so schiefe Lage, als sei es auf dem Dache eines Hauses angelangt. Vergeblich ist das Bemühen, durch Balanciren das Gleichgewicht zu erhalten. Um und um kippt der Schlitten mit seinen drei Insassen und den vielen „Packnelchen“, welche meist Weihnachts-einkäufe enthalten. Die frommen Gaulen bleiben pflichtschuldigst sofort stehen. Der Lenker arbeitet sich prustend aus der tiefen Schneetreiberei heraus und ruft den unschuldigen Thieren zu: „Ihr Viehstücke, sechs Augen habt ihr zusammen und könnt doch den Weg nicht halten. Hätt' ich nur ein Beil zur Hand, wahrhaftig, ich versetzt jedem von euch einen solchen Hieb, daß ihr nie mehr abirren könntet!“ — Die bereits eingetretene Dunkelheit, sowie die dicht fallenden, mit rasender Eile dahinstürmenden Schneeflocken erschweren das Auflesen der vielen Päckchen im lockern Schnee. Wie leicht läßt sich nicht einer derselben übersehen, dessen Verlust eine fühlbare Lücke in der Weihnachtsfeier zur

\*) Damals sicherten noch nicht Strohwische oder Tannenzweige vor dem Abirren. Auch ein Fortschritt!

Folge haben könnte. — Und wieder bewegt sich das Gefährt auf's Gerathewohl auf bahnloser Fläche. Nur der Nordländer kennt die unbehagliche Empfindung jener Ungewißheit, ob man sich nicht mit jedem Schritte von seinem Ziele entferne. Schon so mancher erblickte nach langem Umherirren einen rauchenden Schornstein, eilte ihm freudig zu. Ach! es war derselbe, den er vor etlichen Stunden verlassen. Nun, wir erblickten keinen einladenden Schornstein, wohl aber die unbestimmten Umrisse eines kleinen Gebäudes. — Ein ermuthigender Hoffnungsstrahl! — Sofort wird das Dreigespann hingelenkt. — Bittere Enttäuschung! — Eine leere Heuscheune, aus der eine Gule, die hier Zuflucht gesucht, auffliegt und in der unliebsamen Ueberraschung einen unheimlichen Schrei ausstößt. Aergerlich ruft der Kutscher aus: „Was lohnt sich's in der Dunkelheit und bei solchem Unwetter weiter zu fahren! Es ist gerathener im Schutz der Scheune zu warten, ob sich vielleicht die Gewalt des Stühmes etwas legt.“ — Fatale Lage! — Wie lang wird einem hier die Zeit! — Wie einförmig dieses Saufen und Toben um einen her! — Man kann zwar hier im Schutze der Scheune die Augen wieder offen halten und vor sich hinschauen. Freilich giebt es hier nichts zu sehen, das den Gedanken eine andere Richtung zu geben geeignet wäre, weder der Anblick des mit einer Schneeschicht bedeckten, durch Zusammenschlagen der Arme sich erwärmenden Ku-

tfchers, noch dieses Baumes hier, der sich so stark nach einer Seite hin beugt, als müßte er im nächsten Augenblick zusammenbrechen. Ein Stück Rinde hat sich an seinem Stamme losgelöst, und läßt vom Sturme gepeitscht, jenen eigenthümlichen vibrirenden Ton hören, der so recht geeignet ist, das Mißbehagen und namentlich die Empfindung des Fröstelns zu steigern.

Doch horch! was war das für ein Laut! Ah! die Stimme eines Hundes. Wo ein Hund bellt, da ist auch ein Mensch. Er bellt nicht anders. — Ein Hoffnungsstrahl! — Aber von welcher Seite kommt der Ton? — Das läßt sich beim Tosen nicht unterscheiden. — Doch sieh! dort blitzte ein Lichtschimmer auf. Hurrah! das muß eine menschliche Wohnung sein! Die unluftigen Gaule werden wieder in den Schneewirbel hineingetrieben und halten vor einer Hütte, deren 4 sehr kleine Fensterscheiben gerade hinreichen, um drinnen einen Bauern erkennen zu lassen, der beim flackernden Bergelschein das Pfeisichen schmauchend mit irgend einer Arbeit beschäftigt scheint. Der Kutscher klopft mit dem Peitschenstiel ziemlich unsanft an das beeiste Fensterchen. Der Mann drinnen horcht auf, legt das Pfeisichen aus der Hand, zieht einen Schafspelz an, tritt heraus und ist erstaunt, zum ersten Male vor seinem Häuschen ein Dreigespann zu erblicken. Er ist sofort bereit, die Verirrten auf den rechten Weg zu geleiten. Welch ein wohlthuendes Sicherheitsgefühl, nachdem nun ein der Gegend Kun-

diger die Leitung des Gefährts übernommen! Und dennoch verliert auch er die Richtung bei der Gewalt des Schneegestöbers und der Dunkelheit. Dann verläßt er den Schlitten, nähert sich einem Strauch oder Baum, betrachtet ihn aufmerksam von allen Seiten und lenkt wieder in die rechte Richtung. „Ich kenne hier jeden Baum, jeden Strauch, aber das Schneegestöber verändert die Gestalt desselben so, daß man ihn nicht gleich zu erkennen vermag“, bemerkt er dann zu seiner Entschuldigung. — So geht es denn schneckenhaft langsam vorwärts im tiefen Schnee und erscheint es um so mehr, als der eisige, durch alle Umhüllungen dringende Wind jenes Unbehagen erzeugt, das sich mit bleierner Schwere auf die Flügel der Phantasie legt. Längst sind die lieblichen Bilder aus dem Vaterhause verdrängt durch das lebhaft empfundene Verlangen nach Erwärmung der erstarrten Glieder im ersehnten „Pranfruge“, in dem stets Halt gemacht wird.

Endlich ist die Ueberfahrtsstelle des noch offenen Baches erreicht. Trotz des dichten Schneewirbels läßt sich ein wenn auch schwacher Lichtschimmer aus den Fenstern des jenseitigen Kruges erkennen. Der Rutscher ruft laut nach dem Fährmann, seine Stimme verhallt im Toben des Unwetters. „Rufe lauter, Rein!“ — „Lauter, ich rufe laut genug, aber man hört uns nicht im Kruge!“ — Und wieder erhebt er die heifere Stimme. Keine Antwort vom jenseitigen

Ufer. Huh! wie eisig kalt! Könnte man doch hinüberfliegen mit den dahinstürmenden Schneeflocken! Wie behaglich muß es dort im warmen Stübchen sein, aus dessen Fenstern das Licht so einladend blinkt. Wer weiß, wie lange wir hier noch im Schneegestöber warten müssen, wenn unser Ruf drüben nicht vernommen wird. Und wie die armen Pferdchen, auf deren dampfendem Felle die Schneeflocken schmelzen, vor Frost beben und die Beine zusammenziehen!

„Aber, Rein, warum schreist du nicht mehr?“ —

„Schreist nicht mehr! ihr hört ja selbst, daß ich mir schon die Stimme in diesem Unwetter ausgeschrien!“

— „Nun, wir können doch nicht die Nacht am Ufer bleiben!“ —

„Am Ufer bleiben! was kann ich denn dabei machen! ich kann ja doch nicht durch den Bach laufen!“ — Er pflegte bei übler Laune stets das letzte Wort des mit ihm Redenden zu wiederholen.

Horch! war das nicht eine Menschenstimme vom jenseitigen Ufer! — Ja wohl! da tönt sie zum andern

Male herüber, wenn auch gedämpft durch den Sturm.

Und über das unheimlich dunkle Wasser nähert sich langsam die Fähre. So, da hält sie an. Die be-

benden, sich sträubenden Pferde werden durch kräftige Nachhilfe der Peitsche auf die Fähre getrieben. Der

Fährmann legt die Stange vor und beginnt mit sichtlicher Anstrengung am dicken Tau zu ziehen. Lang-

sam, kaum bemerkbar bewegt sich die Fähre. Schnell drehen sich unter der Wucht des schweren, schwan-

den Laues die kleinen Walzen, ihr eigenthümliches Anarren aber wird vom Säusen des Windes über-  
tönt. Immer heller und freundlicher leuchtet das Licht  
dort drüben und steigert das Verlangen nach behag-  
licher Wärme. Ein starker Ruck. Das Gespann  
prallt zurück. Endlich angelangt.

Baltischer Krug! Welch eine Wohlthat in unserm  
nordischen Winter! Wie sehnsüchtig schaut das Auge  
in die Ferne, um deinen weißen Schornstein zu er-  
spähen! Und ist auch die Atmosphäre darinnen mit  
den penetrantesten Dünsten erfüllt, dennoch waltet das  
Wohlgefühl der Erwärmung der erstarrten Glieder  
vor. Ja, selbst frei umherlaufende, unmelodisch quiekende  
Ferkel, gackelnde Hühner, in einer Ecke eingepferchte,  
blökende Schafe, am ruhigen Heerde kauende Kinder  
mit volksthümlichen Näschen, die feucht schillernde  
Diele — dieses alles sicht uns nicht an\*). Raum  
aber ist das Bedürfniß nach Erwärmung befriedigt,  
sodort machen sich unsre Geruchsnerven geltend und  
wir sehnen uns wieder hinweg aus dem dumpfen,  
unsaubern Raum in die reinliche Winterlandschaft mit  
ihrem erfrischenden Athem.

Des Knaben Schwester in ihrem warmen Pelze  
zog es vor im Schutze des „Stadolles“ \*\*) zu bleiben,  
er aber eilte zähneklappernd in den Krug.

---

\*) Doch auch in dieser Beziehung ist ein bemerkbarer Fort-  
schritt eingetreten, wenigstens an allen Hauptstraßen.

\*\*) Ein Raum zur Beherbergung der Gespanne der Reisenden.

Im plumpen, kolossalen Ofen prasselte ein großes Feuer, das seinen freundlich warmen Schein weithin in den dunkeln Raum warf. Zur Seite des Ofens spann in auffällig langsamem Tempo ein Mütterchen mit stark gekrümmtem Rücken und dem Ausdruck der Lebensmüdigkeit im gefurchten runzligen Gesichte. Dem Feuer gerade gegenüber saßen mehre Bauern auf dem langen Krugstische, behaglich aus kurzen Pfeisichen ihren penetranten „Karjajaak“ schmauchend, jenen Blatttabak, der bekanntlich das sicherste Mittel gegen Motten ist bei Aufbewahrung von Pelzen im Sommer. Von frühester Kindheit ein Freund des Volkes, war dem Knaben der Verkehr mit demselben stets ein Vergnügen, sei es im Dorfe, bei der Feldarbeit, auf der Landstraße oder im Kruge. Sich der rauchenden Gruppe nähernd, erkannte er sofort an den zusammengekniffenen, schlau blinzelnden Augen den Witzbold und machte sich an ihn mit der Frage:

„Nun, Freund, von wo bist du denn her?“ —  
„Ich — drei Werst hinter Weihnachten.“ Schallendes Gelächter seiner Gefährten.

„Wie heißt du denn?“

„Ich, — wie man mich getauft hat.“

Abermalige Beifallsbezeugung. Doch nun that der Bauer die Frage:

„Von wo bist du denn her?“

„Von dort, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist.“ — Gelächter.

„Wer bist du denn aber?“

„Ein Schüler der Schule, welche die erste im Lande ist.“

„Nun, dann bist du gewiß auch sehr klug?“

„Das kommt auf den Versuch an. Wollen wir uns gegenseitig 3 Räthsel aufgeben. Fang du an!“

Der Witzbold kratzte sich, *salva venia*, in volksthümlicher Weise in dem lang herabwallenden Haare, blickte auf seine Füße und sagte dann pfißig lächelnd:

„Was ist das: eine Maus mit zwei Schwänzen?“

„Nun, das ist nicht gerade schwer zu errathen, — was du dort an den Füßen hast, — eine Passel.“\*)  
Verwunderung über die schnelle Lösung.

„Aber was ist das“, fuhr der Bauer fort, „ein rothes Hündchen bellt hinter einem weißen, knöchernen Zaun?“

„Das ist, was du im Munde hast, die Zunge.“  
Übermalige Verwunderung.

Jetzt nahm er sich Zeit, um sich auf ein schwieriges Räthsel zu besinnen. Aus einer dunkeln Ecke des Zimmers hörte man einen Hahn krähen. Sofort hob der sich Besinnende an: „was ist das: zweimal geboren, läuft es doch ungetauft umher?“

---

\*) Diese urzuständige Fußbekleidung, bestehend aus einem einzigen Stück ungegordnen Rindsfells mit 2 Schnüren zur Befestigung am Beine weicht bereits dem Stiefel und Schuh und wird wohl bei noch mehr zunehmender Wohlhabenheit und Bildung sein Terrain verlieren, gleich den „Rothhäuten“ Amerikas vor den „Weißen“.

„Das ist, was dort in der Ecke auf der Stange eben krähte.“ — „Aber nun, Freund, komme ich an die Reihe.“

„Nein“, sagte er, „noch ein Räthsel geb' ich auf, das sollst du nicht errathen!“ — Das Pfeifchen im Munde haltend, ohne indeß zu rauchen, blickte er sinnend vor sich hin. In diesem Augenblick hörte das Schnurren des Spinnrades auf. Das alte Mütterchen schnäuzte sich in volksthümlicher Weise. Plötzlich blitzte ein spöttischer Ausdruck in des Bauern nachsinnendem Gesichte auf, als dächte er: nun hab' ich's gefunden. Pfiffig selbstbewußt blinzeln hob er an:

„Was ist das, was der Bauer wegwirft, der Deutsche aber in die Tasche steckt?“ — Nun, zur Lösung dieses estnischen Räthsels bedarf es nur dessen, daß man im Estenlande geboren ist. Der spöttisch selbstbewußte Ausdruck des Wigboldes wich einer sichtlichen Verstimmung.

„Nun, Freund, ich habe alle deine Räthsel, sogar eines mehr, als wir verabredet, gelöst; jetzt komme ich an die Reihe. Sage mir, in welchem Monate nimmt unser lieber Landeskater in Petersburg am wenigsten Speise zu sich?“ — Er sowohl als seine Gefährten waren betroffen.

„Wie kann ich das wissen, ich bin ja nicht in Petersburg gewesen!“

„Ich auch nicht, und dennoch weiß ich es genau.“

„Nun, in welchem Monate?“

„Im Februar, denn der hat nur 28 Tage.“

Das war dem Bauerverstande gar einleuchtend.

„Nun kommt mein zweites Räthsel, das ist schon schwieriger. Du hast doch gewiß vom Riesen Goliath gelesen, der 6 Ellen und eine Handbreit lang war, 9 Fuß und 4 Zoll, also etwa noch einmal so lang wie du. Sag mir, wie viel hartgekochte Eier konnte dieser Riese nüchtern essen?“

„Nun, ich habe einmal 15 gegessen, er wird wohl an die 30 haben herunterbringen können.“

„Weit gefehlt. Goliath konnte nur ein einziges nüchtern essen. Denn wenn er das zweite aß, so war er ja nicht mehr nüchtern.“ — Auch das war einleuchtend.

„Nun kommt mein drittes und letztes Räthsel. Wie viel Fische hast du dort in deinem Netze?“

„Drei“.

„Wie lassen sich diese 3 Fische in 4 Kesseln kochen, so daß in jedem sich nur eines befindet.“ Allgemeine Betroffenheit. „Nun, da dieses das schwerste Räthsel ist, so gebe ich dir Zeit, bis wir wieder einmal hier zusammen kommen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die mit einer Schneeschicht bedeckte Gestalt des alten Rein trat ein. Nachdem er sich den Schnee abgeschüttelt, hob er in ärgerlichem Tone an: „Was schwätzt ihr hier, während uns draußen friert, schnell kommt heraus!“ — In vieljährigem Dienst eines

„Aufsehers“ (über Frohnarbeiter) ergraut, nahm er sich bei übler Laune den jüngern Kindern des Hauses gegenüber einige Freiheiten heraus, die aber in Anbetracht seines treuen Dienstes und hohen Alters übersehen wurden. Und fort ging's aus dem behaglich warmen Stübchen vom lebhaft prasselnden Feuer hinaus in's tobende Unwetter. Wer weiß, wie lange die Zurückbleibenden sich noch abmühten an dem unlösbaren Räthsel aus Hebel's Schakstäflein.

O wundersame Empfindung der wonnigen Ungeduld, wenn man sich in der Nähe des trauten Vaterhauses befindet! Die Sehnsucht nach diesem Paradiese der Kindheit steigert sich mit jedem Schritte der Annäherung. Man mißt die Entfernung nach den wohlbekanntem Gegenständen am Wege und vernimmt ihre heimatlichen Grüsse. Welch lieblicher Augenblick insbesondere, wenn das sehnsüchtig ausschauende Auge nun endlich das heimatliche Haus erblickt und das erste in der Dunkelheit flimmernde Licht seinen freundlichen Gruß einem zusendet. Man möchte sich Flügel wünschen, um im Moment daheim zu sein.

Horch! da kündigt schon des Hauses wachsamere Hüter sich an. Sein freudiges Gebell verräth's, daß er die Heimkehrenden am eigenthümlichen Klange der Glocke erkennt. Siehe! da kommt er schon wedelnd entgegengesprungen und eilt dann wieder in großen Sprüngen voran, als wollte er den wartenden Hausgenossen der erste Ueberbringer der freudigen Kunde

sein. Schon gleitet der Schlitten der erhellten Fensterreihe des Hauses entlang. Voll freudiger Erregung blickt man hinein durch die von Eisblumen glitzernen Scheiben, um unter den sich drinnen bewegenden Gestalten diejenigen herauszufinden, die einem die Liebsten sind. Und man erkennt sie, die theure Mutter und den lieben Vater, dessen hohe Gestalt im eiligen Schritte sich der Vorhausthüre nähert. Mit kräftigem Griff öffnet er die knarrende Thür. Da steht er trotz Wind und Wetter im dünnen Hausrocke von schwedisch Lein, unbedeckten Hauptes und empfängt die Aussteigenden mit seiner stehenden Anrede: „Aber, Kinder, wo seid ihr mir so lange geblieben? Ich fürchtete schon, es sei euch ein Maleur passirt! — Habt ihr mir auch die Zeitungen von Schünmann mitgebracht?“

O lieblicher Augenblick, da man nach längerer Abwesenheit wieder diese heimatliche Schwelle betritt, diese trauten Räume schaut, an die sich die süßesten Erinnerungen knüpfen! Und die theure Mutter, wie herzte sie den heimgekehrten Sohn! — Was geht doch in der Kindheit über diesen Gruß der Mutter, über den Blick in dieses Auge, das mit unwandelbarer Treue über unsern goldenen Lebensmorgen gewacht, — über das Ruhen an diesem Herzen, das so warm schlägt für unser Wohl und Weh. Man fühlt es ihr beim jedesmaligen Wiedersehen an: niemand nimmt solchen Antheil an dir und allen deinen Begegnissen, als sie, deine Mutter!

O Mutter, liebe Mutter,  
Du Gottes Gabe werth!  
So treu wie du liebt keiner  
Auf dieser armen Erd'.

Welch einen Reiz hat überhaupt dieser erste Abend der Heimkehr! Wie frisch und wohlthuend sind die ersten Eindrücke all' dieser heimischen Klänge und Physiognomien! Jedes Zimmer mit seiner eigenthümlichen Räumlichkeit, seinen wohlbekanntem Möbeln und Wandbildern blickt einen so traulich an. Selbst die alte, liebe Wanduhr, neben der man so oft „im Winkel gestanden“, begrüßt einen mit ihrem eigenthümlichen Pendelschlage, dessen Klang einem, gleich der Mutterstimme, seit der Wiege bekannt ist.

Siehe da die alte geschenkte Hauskatze, wie sie am warmen Ofen behaglich schnurrend mit den halbgeöffneten Augen blinzelt! — „Miezchen, kennst du mich noch?“ — Und kaum hat man sie liebevoll gestreichelt, da erhebt sie sich weiter schnurrend und macht graziöse Bewegungen mit dem geschmeidigen Körper. — „Ah! und du bist auch schon da, alter lieber Packan, und hast mich sogleich erkannt!“ — Und in seiner Art giebt er der Wiedersehensfreude einen Ausdruck, indem er wedelnd mit dem treuherzigen Auge einen anlächelt und schließlich die behaarte, schneeflechte Tazze reicht. Du altes, treues Thier, wie oft mein Gefährte in Wald und Wief, in Busch und Brach! —

Vor dem Feuerherde der Küche sitzt das Hausgesinde und bewillkommnet herzlich den heimgekehrten Jungherrn, der jeden mit einem Krügel aus der Stadt erfreut. Und dann läßt er sich nach gewohnter Weise nieder in ihrem Kreise vor dem lebhaft brennenden Feuer und sie wetteifern im Mittheilen all' der kleinen Vorfälle im ländlichen Stillleben während seiner Abwesenheit. Der Heimgekehrte aber erzählt ihnen von den Merkwürdigkeiten, die sein Auge in der Stadt zu schauen Gelegenheit gehabt: von Equilibristen, Seiltänzern, Taschenspielern, einer Menagerie, einem Wachsfigurenkabinet &c., und die gespannt lauschenden Zuhörer bethätigen ihr Staunen durch häufige Ausrufe. Auch Jungfer Gretchen, im Nebenzimmer mit dem Mahlen des Kaffees zum Feste beschäftigt, läßt sich durch des Knaben lebhaftere Erzählung anlocken, mit der angenehmen Aussicht, ihren nicht gerade übermäßigen Kenntnißschatz zu bereichern und setzt sich in den fröhlichen Kreis vor dem hellen Feuerschein, ohne indeß ihre gemüthliche Arbeit zu unterbrechen. Dem Ohre des Heimgekehrten aber klingt diese wohlbekannte, melodische Hausmusik lieblicher als eine Sonate von Beethoven und um so mehr, als er sie damals noch gar nicht kannte. Auch der zottige Wächter des Hauses fühlt sich von der gemüthlichen Scene am Feuerherde so angezogen, daß er wedelnd des Knaben Genehmigung sich erbittet, im behaglichen Feuerschein sich niederlassen zu dürfen. Da liegt er

nun zu des Knaben Füßen, senkt die Schnauze auf die behaarten Tazen nieder und sinnt offenbar über die tiefe Wahrheit, daß es doch hier im warmen Stübchen durchaus behaglicher sei, als draußen im grausigen Unwetter. Denn der heftige Wind macht sich auch hier bemerkbar, er tobt im Schornstein, gleich einem in der Ferne grolenden Gewitter, rüttelt mit unsichtbarer Hand an der schweren, klappernden Vorhausthür, ja er wirft ab und zu Schneemassen an's beeiste Fenster mit einer solchen Gewalt, als ob grobkörniger Sand gegen die Scheiben geschleudert würde.

Da öffnet sich die Thür. Der Hund erhebt sein ehrwürdiges Haupt und knurrt. Still, Packan, beruhige dich, es sind gute Freunde. Und drei härtige Leute erscheinen, der Kosselente, Rinderhirte und Nachtwächter, um den Jungherrn zu begrüßen und ihm durch Ueberreichung selbstverfertiger Kunstwerke ihre Liebe zu bethätigen. Der eine holt geheimnißvoll aus seinem Busen eine Schnarre, der andere eine allerliebste Windmühle hervor, der dritte hält einen größern Gegenstand unter seinem Rockschofe. Allmählig kommt ein gar primitiver Vogelbauer von Weidenruthen zum Vorschein, aus dem ein das Knabenauge entzückender, rothbrüstiger Dompfaff geblendet in den hellen Feuerschein blickt. Auch die männlichen Domestiken lassen sich im behaglich warmen, zum Theil in magisches Halbdunkel gehüllten Raume nieder und die Unterhaltung wird so lebhaft, daß sie das Prasseln des nassen Tannenholzes übertönt. Ab und zu öffnet

die Köchin den Ofen, aus dem dann ein verheißungsvoller Duft von gebackenen Rüben sich verbreitet, eine Ueberraschung ihrerseits für den lieben Jungherrn, der sich aber nichts merken läßt, um ihr nicht die Freude zu schmälern.

Das flinke Stubenmädchen erhebt sich und eilt hinaus. In Kurzem ist sie mit von der Kälte und dem eiligen Laufe hochgerötheten Wangen zurückgekehrt.

„Jungherr, rathet mal, was hab' ich hier in meiner Schürze?“

„Laß mich's befühlen! — Ah, es bewegt sich, es wird ein Vogel sein, nach der Größe zu urtheilen eine Taube.“ — Und nun erzählt sie, wie sie Mitleid gehabt mit des Knaben Tauben, welche sie auf dem von eisiger Zugluft durchwehten Kirchboden zusammengefauert vor Kälte gesehen, da habe sie dieselben in die warme Gefindestube gebracht, wo sie noch spät im Jahre Jungen ausgebrütet, eines derselben sei dieses hier.

„Anne, du prächtiges Mädchen, bitt' dir eine Gnade aus und sollt' es mein halbes Königreich sein!“

„Ach, Jungherrchen, räumt mir einmal, wenn ich alt und schwach bin, eine Ecke in eurem Hause ein! Unter eurem Dache möchte ich gern wohnen. Ihr seid immer so leutselig.“

„Nein! so lange sollst du nicht warten. Sobald ich groß bin und mein eigenes Haus habe, so etwa um 15 Jahre, ziehst du zu mir!“

„Danke, danke für's Versprechen, goldenes Jung-  
herrchen!“

„Aber wo bleiben wir andern alle, Jungherr“,  
sagt die Köchin mit fingirter Wehmuth im Ton und  
Ausdruck.

„Seid ohne Sorgen, meine Lieben, mein Haus  
wird Raum haben für euch alle, die ihr hier um mich  
her sitzet, ja jeder von euch soll sein appartes Zimmer  
erhalten!“

„Danke, danke für's Versprechen, goldenes Jung-  
herrchen!“ tönt es wie aus einem Munde. — Ihr  
lieben, zuthätigen Leute, bedürfet jetzt nach halb 50  
Jahren nicht mehr der verheißenen Kammer! — Ruhet  
längst

„Im Kämmerlein still, kühl und klein:  
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —

Friede eurer Asche! — — \*)

---

\*) Diese Liebe des Gesindes zu den Kindern, diese Anhäng-  
lichkeit an das Haus ist längst dahin, ja vieler Orten fast einer  
Art von Kriegesfuß gewichen. Gleichgültigkeit, Unzufriedenheit,  
Unzuverlässigkeit ja Zügellosigkeit und Frechheit ist die durch-  
schnittliche Signatur der jetzigen Domestiken. Hinsichtlich dieses  
Verhältnisses gab es in der That eine „alte, gute Zeit“. Kann  
man es den armen, geplagten Hausfrauen verdenken, wenn sie  
im geselligen Verkehr nur zu leicht auf ein Thema gerathen, das  
vor 50 Jahren nicht aufkommen konnte, weil im Allgemeinen die  
Veranlassung dazu fehlte? — Uebrigens gilt obiges Urtheil über  
die Diensthoten auch von den Knechten und Mägden der Bauer-  
pächter, aus deren Munde man die nämliche Klage zur Genüge  
vernehmen kann. Auch ein Zeichen der Zeit! —

Nach längerer Abwesenheit sitzt man wieder am Tische im Vaterhause. Wie trefflich munden einem, im Verhältniß zu der Speisehauskost \*) in der Stadt, die wohlbekanntenen Speisen, zumal von der Hand der Mutter gereicht. Und man weilt an ihrer Seite und erzählt in knabenhafter Erregtheit von den mancherlei Erlebnissen in der Musenstadt. Und der jüngere Bruder lauscht gespannt und oft staunend, die Mutter aber thut dazwischen die Frage: „hör mal, mein lieber Sohn, übertreibst du nicht vielleicht etwas?“ —

Da kommt der Vater mit dem Gesangbuche und stimmt mit seinem durchdringenden Basse eines der beiden Lieder an, die man so oft zu dieser Abendstunde mitgesungen: Nun sich der Tag geendet hat, oder: In dich hab' ich gehoffet, Herr. Und dann geht's zur süßen Ruh unter dem Dache des trauten Daheim. Und die Mutter geleitet einen noch zu der gewohnten Ruhestätte und nachdem sie einen so herzlich geküßt,

---

\*) Jugendeindrücke sind unauslöschlich, so auch die Erinnerung an jene nur durch jugendlichen Heißhunger zu überwältigende Kost der gastronomischen Künstlerin N. N. in der Musenstadt, so beispielsweise jene Fleischbrühe (ein wahres *lucus a non lucendo*), auf deren wässrigen Oberfläche vereinzelt, in Mitleid erregender Einsamkeit umherschwimmende Fettaugen sich bemerkbar machten, dazu die aus ausgelaugten Fleischfasern bereiteten Fretabellen, welche, wie die hartnäckige Fama in der Schule ging, vom seit Jahren bettlägerigen Manne der Speisewirthin auf einem vor ihm liegenden Brette gerollt wurden, um der langen Weile zu entgehen.

bleibt man noch eine Weile wachend und immer tönt es: ach, nirgends ist's doch so wunderschön wie hier! Ja gar lieblich ist dieser erste Abend, mit dem die ersehnten Weihnachtsferien beginnen! Doch noch lieblicher, ja der allerschönste Abend in der Kindheit ist

## 2. Der Weihnachtsabend.

Ach! wie unendlich lang ist heut' der Tag!  
Die Kinder zählen jeden Glockenschlag.  
Horch! hörst du's knistern? — und sie atmen kaum.  
Gewiß, das Christkind bringt den Tannenbaum!  
Er brennt! er brennt — Es fällt in's Kämmerlein  
Durch's kleine Schlüsselloch ein heller Schein.

Dahem.

Wohl war man auch in unserm Elternhause bemüht, die Vorbereitungen zum Christbaum vor unsern Augen zu verbergen, und doch gelang es unserm beharrlichen Spürsinn, die versteckten Gegenstände zu entdecken, als den Baum selbst, die rothwangigen Äpfel, die farbigen Wachslichte, die weißen Papiernetze, die goldflimmernden Pfefferkuchenfiguren. Dieses Mal aber ließ sich trotz unserer gesteigerten Bemühung auch nicht das Mindeste erspähen, weder geheimnißvolle Beschäftigungen, noch verrätherisches Geflüster, ja nicht einmal ein bedeutsamer Blick. Obgleich uns dieses auffallend war, beruhigten wir uns doch schließlich immer wieder damit, daß ja die Feier des heiligen

Abends ganz undenkbar sei ohne den Weihnachtsbaum. Nur die sonstigen Festvorbereitungen vollzogen sich vor unsern Augen in gewohnter Weise, als das Bohren der Möbel, das Poliren ihrer Messingbeschläge und die Bereitung des Festgebäcknisses. Aromatisch duftend entstiegen die gezackten Hirschhörner und die Pfefferkuchen der Ofengluth und erfüllten fast das ganze Haus mit jenem Festduft, der den Gaumen des Kindes angenehm erregt und zugleich in seiner Phantasie wundersame Bilder von Feenschlössern aus purem Zucker oder Pfefferkuchenteig erweckt.

Ab und zu eilten wir zur Wanduhr und berechneten mit mathematischer Genauigkeit, wie viel Stunden und Minuten noch bis zum großen Augenblick verrinnen müßten. Es war geradezu auffallend, wie langsam der lange Pendel im Uhrkasten seine Schwingungen vollzog. Auch wir erfuhren die tiefe Wahrheit jenes Ausspruchs, den einmal ein weihnachtsgeduldiges Kind gethan: „Der 23. December ist der allerlängste Tag, aber — der 24. — ist doch noch länger.“ —

Der Nachmittag nahte heran, dieser verhängnißvolle Nachmittag, dem keiner gleicht im ganzen Jahre. Wie wonnesam ist dem Kinde zu Muthe! Es vermag seine innere, erwartungsvolle Erregtheit kaum zu verbergen. Sie verräth sich in der Gleichgültigkeit gegen jegliches Spiel, sowie in dem stets umherspähenden Blicke. Es erhöht aber nicht wenig den Zauber dieses

Nachmittags, wenn die Erde sich mit ihrem reinlichen, diamantensflimmernden Wintergewande geschmückt hat und die bereiften Bäume, von keinem Lufthauche bewegt, in feierlichem Schweigen dastehen, als wagten sie's nicht, die wundersame Weihe dieses außerordentlichen Nachmittags durch ihr Rauschen zu stören.

Die Sonne ging bereits unter, schon begann die Dämmerung ihre Schatten über das Haus auszubreiten und noch immer war nichts zu erspähen. Es wurde uns bedenklich. Unruhig umhergehend fixirten wir die erwachsenen Hausgenossen, um wenigstens aus ihren Augen einen bedeut samen Blick zu erhaschen. Vergeblich! Sie verhielten sich, als sei es ein ganz gewöhnlicher Abend.

Endlich kam die Weisung, uns in ein abgelegenes Zimmer zu verfügen, wo Herr W. Engelmann, ein stehender Feriengast (Assistent am physikalischen Kabinett in Dorpat) sich dazu hergab, uns die Zeit zu verkürzen durch Gesang zur Guitarre und Hausbrand. Nun waren wir wieder unserer Sache gewiß. Man beabsichtigte ja offenbar uns zurückzuhalten während der Ausschmückung des Baumes im Saale. Die freudige Ungeduld benahm dem Gesange wie dem Kartenspiele jeglichen Reiz. In jedem Augenblicke konnte ja der heißersehnte Ruf in den Saal erschallen. Unsr Phantasie stand auf den Fußspitzen der Erwartung, um die Weihnachtsgaben zu errathen, welche uns die Mutter- und Vaterliebe bereits zugehacht.

Da öffnete sich die Thür, einer unserer ältern Brüder, bereits Student, trat ein und rief mit bedeutenden Blick und Ton: „Knaben! — schnell hinauf in's Bodenzimmer! — holt mir meine Lichtscheere!“ — Betroffen blieben wir stehen. — Warum heißt es nicht wie sonst: „kommt, seht, was euch der heilige Christ bescheert hat!“ — Vielleicht hat man uns dieses Mal eine ganz besondere Ueberraschung zugebracht! — In großer Spannung erstiegen wir die steile, dunkle Bodentreppe. Vor der Thür des Zimmers blieben wir stehen, um durch's Schlüsselloch zu blicken. — Verheißungsvolle Helligkeit drinnen! — Das Herz schlug hörbar. — Ein plötzlicher Griff. — Die Thür ging weit auf. — Wir prallten zurück vor Schreck. — Welch furchtbare Enttäuschung, als wir statt des erwarteten, freundlich strahlenden Christbaumes eine lebensgroße, schaudererregende Menschengestalt vor einem Tische sitzend erblickten! — Die unförmliche Figur mit dem fragenhaften Gesicht und den vor sich hinstierenden Ochsenaugen war so raffiniert grauenhaft von einem unserer ältern Brüder ausgedacht, daß sie, als ein Muster von Erbsenscheuche, auf einer Pariserausstellung den Preis erlangt hätte. Der frechste Sperling hätte es für Tollkühnheit gehalten, sich in die Nähe dieses Ungethüms zu wagen. In der hoherhobenen Rechten hielt die Gestalt dräuend einen großen Ruthenbund, mit der Linken wies sie, wie zum Hohne, hin auf 5 Teller, mit höchst un-

weihnachtlichen Gaben: Rohen Kartoffeln, Rüben, Vorkanen, Schnittkohl und Zwiebeln. Mit Ausnahme unserer Eltern waren alle Hausgenossen heraufgekommen, um sich an dem Eindruck unserer bitteren Enttäuschung zu weiden. Mein jüngerer, der Verstellung unfähiger Bruder gab sich rückhaltslos seinem Schmerze hin, indem er sich in eines der großen Gardinenbetten werfend, laut zu schluchzen begann, ich aber faßte, nachdem der erste Moment der Bestürzung überwunden war, sofort den Entschluß, den mich scharf Beobachtenden den Spaß zu verderben. Lachend ergriff ich eine Vorkane und biß herzhaft hinein. Doch die einzelnen Bissen blieben vor Schmerz und Grimm fast im Halse stecken, als ich jetzt aus dem Munde desjenigen älteren Bruders, der sich gern uns, seinen jüngsten Geschwistern, gegenüber allerlei „Schabbernack“ erlaubte, erfuhr: dies sei unsere diesmalige Weihnachtsbescheerung, weil wir uns in den wenigen Tagen unseres Zusammenseins schon wieder mehrmals gezanft hätten.

Nachdem die ältern Hausgenossen das unweihnachtliche Zimmer verlassen hatten, folgten wir ihnen bald. Mein jüngerer Bruder schnuckte noch immer heftig, ich aber ließ meinen Grimm wenigstens an der unschuldigen Vorkane aus, indem ich sie die Treppe hinabschleuderte. Im Begriff uns in ein entlegenes Zimmer zurückzuziehen, um nicht ferner noch den uns beobachtenden Blicken ausgesetzt zu sein, fiel uns

plötzlich durch einen Spalt in der Saalthür eine verdächtige Helligkeit auf. — Wonneschauer der süßen Vorahnung durchrieselten unsere verstimmten, tiefbekümmerten Herzen. Im Nu stürzten wir zur Saalthür.

Welch ein plötzlicher Wechsel der Empfindung, als wir nach einer so schmerzlichen Enttäuschung jetzt vor dem strahlenden Weihnachtsbaum standen und zwar vor einem solchen, wie unser Auge ihn noch nie geschaut! Um uns für den zugeordneten Schreck und Schmerz reichlich zu entschädigen, hatte man alles aufgeboten, nicht etwa nur einen Baum gewählt, der an Umfang, Dichtigkeit der Zweige, Regelmäßigkeit der Gestalt und Höhe der Krone seines Gleichen suchte, sondern ihn auch in einer über das bisherige Maas weit hinausgehenden Weise ausgeschmückt. Ein wahres Lichtmeer strahlte unsern geblendeten Augen entgegen von den unzähligen gelben, blauen und rothen Wachskerzen und goß seinen Strahlenglanz durch die ephemerumranken Fenster weithin über den flimmernden Schnee aus. Und Welch eine Menge von rothwangigen Aepfeln, flittergoldschimmernden Pfefferkuchenfiguren und weißen, tief herabhängenden Papiernezen hob sich freundlich ab vom dunkeln Tannengrün. Sprachlos vor Ueberraschung und Entzücken blieben wir wie festgebannt vor dem Baume stehen.

Du aber, freundlicher Leser, blicke zurück in die eigene goldene Kindheit und gestehe, gab es wohl

damals einen entzückenderen Augenblick, als den, da du plötzlich aus der dunkeln Kammer tratest in die blendende Helligkeit des Christbaumes mit seinem wunderbaren Lichtgeflimmer, dem leisen, geheimnißvollen Knistern der vielen, Funken spritzenden Flämmchen, dem magischen Spiel von Licht und Schatten im frischen Dunkelgrün des Gezweiges und all' dem festlich freundlichen Gabenschmuck. Entsinne dich, wie da Aug' und Herz sich zuerst so ganz dem Gesamteindruck hingab und es deiner freudetrunkenen Seele dächte, als sei der Wunderbaum mit all' seiner Herrlichkeit gerade vom Himmel herabgekommen! — Nun, er soll ja auch den Kindern und allen denen, die es wieder geworden, ein liebliches Sinnbild sein des immergrünen Lebensbaumes, der in der ersten Weihnacht vom Himmel kam, um uns mit seinem Himmelslichte zu erleuchten, mit seinen himmlischen Gaben zu erquicken. — Wohl hat jedes Volk seine eigenthümliche Weihnachtsitte, welche aber kommt gleich der des Weihnachtsbaumes, die so ganz dem heiligen Gegenstande der Freude entspricht! — Was ist beispielsweise dagegen die spanische Festsitte: die gegenseitige Beschenkung ausschließlich mit Eßwaaren, oder die französische: die Kinder stellen am Abend ihre Schuhe in den Kamin und finden dieselben am Festmorgen mit Naschwerk gefüllt durch den „Noël“, oder die englische: von der Decke eines Zimmers hängt ein Mispelzweig herab, wer unter diesen geräth, muß sich

elten Fuß gefallen lassen, oder die amerikanische: Höllenlärm auf allen Straßen.\*) Nur ein Volk und zwar das gemüthstiefste erfreut sich einer Feier, in welcher „am reinsten und schönsten sich ein Abglang der kindlichen Freude erhalten hat, die einst in der geweihten Nacht die Herzen der Hirten auf dem Felde von Bethlehem erfüllte.“ \*\*)

Die Mutter führte uns mit weihnachtlich freudigem Ausdruck zu unsern Bescheerungen, welche so spärlich sie auch nach damaliger Sitte ausfielen, den-

---

\*) „Höllenslärm“ am Christfeste — welsch' ein schneidender Gegensatz! Und dennoch ist es so in der gepriesenen „neuen Welt“. — Vom Morgen bis an den Abend knallt, knattert und kracht es auf allen Straßen und Gassen. Pistolen und Flinten werden losgeschossen, vor allen die beliebten mit Pulver gefüllten Pappkapseln zu Millionen abgebrannt, so daß ein Fremdling die Einbuße seines Gehörs befürchten muß. Massenweise genossener Eierpunsch soll den Geist lebendig erhalten, mitunter wird dieser so lebendig, daß sich Scherz in Ernst verwandelt und der Revolver entscheidet. Stellen wir dieser heidnischen Feier des großen Christenfestes die des Ostenvolkes gegenüber. Am heiligen Abend wird die Diele mit Stroh bedeckt, offenbar eine Hinweisung auf den Bethlehemsstall, die Kinder erhalten von der Mutter die zu diesem Abend aufbewahrten Nüsse, die Erwachsenen lesen an einem mit Festessen besetzten Tische aus der Hausbibel und erbaulichen Büchern bis tief in die Nacht hinein.

\*\*\*) Zwar haben ein Kaiser und eine Königin den Versuch gemacht, den Weihnachtsbaum in ihren Landen einzuführen, — nie wird der deutsche Tannenbaum sich auf englischem und französischem Boden akklimatisiren.

noch den genügsamen Empfänger nicht minder, wenn nicht mehr entzückten durch den Nimbus, mit dem die kindliche Phantasie dieselben umgab. Ein Bleistift, ein Zeichenheft, ein Bogen Pappe, ein Bogen farbiges Papier, — das war alles, wie das noch vorhandene Tagebuch des Knaben ergiebt.

Unterdeß hat sich an der Thüre das ganze Hausgefinde versammelt, unter dem wir sogleich den alten, im Dienste ergrauten Aufseher Mein wiedererkennen, dessen üble Laune auf der Heimfahrt sich so rückhaltlos Luft machte. Der stechende Blick unter den buschichten, zusammengekniffenen Augenbraunen, die tiefen Furchen um die Mundwinkel, sowie die senkrechten Stirnfalten geben seiner markirten Physiognomie eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Vulkan, dessen Explosion im nächsten Augenblick zu befürchten steht. Es hatte in der That den Anschein, als suchte er aus innerm Bedürfniß eine Veranlassung zum Ausbruch seines angehäuften Unmuths. Nur einmal im Jahre, am Weihnachtsabende bemerkte man an ihm einen Anflug von Freundlichkeit, welcher einen seltsamen Contrast bildete zu dem tief eingegrabenen finstern Ernst in den eckigen, scharfen Gesichtszügen.

Einen auffälligen Gegensatz zu diesem nur einmal jährlich ungefährlichen Vulkan bot der alte Hindrich, der für seinen vieljährigen, treuen Dienst als Rutscher mit der einträglichen Glöcknerstelle belohnt, in jener patriarchalischen Zeit ungemein dem Pfarrhause zu-

gethan war und stets sammt seinen hübschen, blondgelockten Kindern zu diesem Abende eingeladen wurde. Er gehörte zu jenen Originalen, welche damals in allen Ständen anzutreffen waren, allmählig aber verschwanden, als man auf den originellen Einfall kam, mit dem Dampfe zu fahren, mit dem Blitze zu schreiben und mit dem Lichte zu malen. Unererschütterlicher Gleichmuth, bedächtiger Ernst und Gutmüthigkeit spiegelten sich in seinen abgerundeten Gesichtszügen. Nie hat ihn jemand zornig oder leidenschaftlich erregt gesehen. Ebenso fremd war ihm Unzufriedenheit, Neid und Mißtrauen. Eine noch auffälligere Eigenthümlichkeit an ihm war die Neigung zu beschaulichem, sinnendem Wesen. Bei seiner Arbeit als Schuhmacher pflegte er stets stille Betrachtungen anzustellen, deren Resultate er gelegentlich mit höchst volksthümlichen Bildern geschmückt, in kurzen, abgebrochenen Sätzen zum Besten gab. Wenn er so seinen langen Pechdraht mit bedächtiger Ruhe anfertigte und, ohne irgend etwas um sich her zu beachten noch überhaupt irgend einen bestimmten Gegenstand in's Auge zu fassen, in tiefes Sinnen versunken vor sich hinstarrte, so konnte man fast an den tiefsinnigen Görlitzer Philosophen erinnert werden, der ja auch seines Handwerks ein „Fußbekleidungsverfertiger“ war, zumal ihm jene horizontalen\*),

---

\*) Vide das allbekannte Portrait „des Schweigers in 7 Sprachen“.

das Denken verrathenden Stirnfalten tief eingegraben waren.

Bei seinem trefflichen Gedächtniß und seiner aufrichtigen Theilnahme für alle Erlebnisse des Pfarrhauses war er zugleich eine lebendige Hauschronik. Welche Freude für uns Kinder, wenn eines Morgens der Alte mit seinem Schusterkasten unter dem Arme eintrat und seinen Sitz an der gewohnten Stelle einnahm. Sofort schoben wir unsere niedrigen Kinderstühle an seine Seite und lauschten gespannt wohl stundenlang seinen Mittheilungen aus der alten Zeit, welche er übrigens durchaus nicht als eine gute zu bezeichnen pflegte, da seine Jugenderinnerungen keineswegs der verdorrten Ferichorose glichen, welche durch Anfeuchtung Farbe und Duft wiedererhält. Ebenso gern vernahmen wir seine originellen Volksgeschichten, an denen er einen unerschöpflichen Vorrath besaß. Theilte man ihm hingegen etwas mit, sei es aus der Welt- oder Naturgeschichte oder von den Sitten und Gebräuchen anderer Völker, so hörte er es mit lebhaftem Interesse an und fühlte sich schließlich zu einer meist treffenden, von selbstständigem Denken Zeugniß ablegenden Bemerkung veranlaßt, nachdem er die ohnehin stark gefurchte Stirn in noch bedeutsamere Falten gelegt und sein stereotypes: „hm, hm, wunderbar!“ als Vorläufer vorausgeschickt. Und so mag denn wohl der Mann Recht haben, dessen Ausspruch über diesen Lebensberuf hier eine Stelle finde. „Ein

jeder, der die Welt kennt, weiß, daß es unter den Schustern sehr viel philosophische Naturen, denkende und auch phantasiereiche Köpfe giebt. Ob das Kraft einer besondern Prädestination über diesen Stand so ist, oder ob die fortwährend sitzende Lebensweise, verbunden mit einer starken Zusammenpressung des Körpers so begeistigend wirkt, — oder ob die starken Aushauchungen des Pechs diesen Effect hervorbringen, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Sache verhält sich aber so und man kann dreist behaupten, daß Schneider und Handschuhmacher, Uhrmacher und Kesselflicker in corpore nicht ein so starkes Contingent an originellen und wunderlichen Köpfen stellen werden, als die Schuster allein. Die Schneider haben einen großen Kriegshelden, den General Derflinger und Sieger bei Fehrbellin, aufzuweisen, aber einen Dichter, wie den Schustermeister Hans Sachs, der vor 300 Jahren von Nürnberg aus ganz Deutschland singen machte, — und einen so großen Philosophen, wie den Jakob Böhme, haben die andern Professionen nicht aufzuführen. Wie das aber in früheren Jahrhunderten war, so ist's in gewissem Grade auch heutzutage noch. Man findet unter den Schustern viel kritische, denkende Köpfe, Leute mit selbstständigen, allerdings auch manchmal höchst ungesund und tollen Ideen.“ — Hier dürfte auch der Hinweis am Orte sein, daß Ahasverus, der ewige Jude, der Volksfage zu Folge, seines Handwerks ein Schuster war, dergleichen der im Anfange des 16 Jahrhunderts lebende,

durch seinen witzigen Spott bekannte Italiener Pasquino, dem man den Ausdruck „Pasquill“ verdankt.

Nun, auch an jenem Abende stand der alte, originelle Glöckner in der Gruppe vor dem Weihnachtsbaume und stellte, unverwandt und ernst auf die kerzenstrahlende Herrlichkeit hinschauend und unbekümmert, ob ihn jemand anhörte oder nicht, seine Betrachtungen an, z. B. wie herrlich es doch dereinst droben auf den Sternen (wo er sich den Aufenthalt der Seligen dachte) sein werde, wenn es schon hier unten imammerthale so festliche Augenblicke gebe. Seine rothwangigen, goldgelockten Kinder aber, welche, von der plötzlichen Helligkeit geblendet, sich ängstlich an des Vaters Rockschößen hielten, wagten kaum den Blick zu erheben, bis wir, ihre Gespielen, sie durch Aepfel und Pfefferkuchen ermunthigten, näher an den Baum heranzutreten.

Es war Hauses Sitte, den jüngsten Kindern zu Liebe, einen Weihnachtsreigen aufzuführen unter den aufmunternden Klängen einer Composition aus dem vorigen Jahrhundert, welche von der Mutter gespielt wurde, indem sie mit dem Kopf und Fuß den Takt dazu schlug. Wie strahlte des Vaters kindlich harmloses Angesicht von Freude, wenn er seine ganze Kinderschaar aufforderte, den Kreis um den Baum zu schließen und dann eine gar eigenthümliche Melodie anstimmend mit uns bald nach rechts, bald nach links sich tanzend bewegte. Seine an den Hacken niedergetretenen, zu dieser Art der Bewegung sich weniger eignenden Schuhe verließen schon meist beim Beginn

des Tanzes, unmuthig über diese Zumuthung, ihren Eigenthümer. Und so ging's denn, uns jüngsten Kindern zu Liebe, vielmals um den kerzenstrahlenden Baum, bis er endlich mit seinem: „so, Kinder, nu is genug!“ das Signal zum Aufhören gab, worauf wir ihm dankbar die Hand küßten für diese väterliche Herablassung, welche in unserer Anschauung zu einem wesentlichen Momente der Feier des Weihnachtsabends gehörte. Um so betroffener waren wir, als unsere Mutter, gerade als wir uns anschickten den Kreis zu schließen, in ihrer eigenthümlich bestimmten Weise erklärte, der Reigen werde von nun an unterbleiben, da er an die Tänze der Heiden um ihre Opferbäume erinnere. Der übliche Glühwein aber, den der Vater zu bereiten und mit seinem sonnigsten Ausdruck selbst hereinzutragen pflegte, weil er diesen nur einmal jährlich wiederkehrenden Trank nicht der Gefahr des Verschüttens durch das Stubenmädchen auszusetzen wagte; — fiel nicht weg und mundete unsern ungewöhnten Gaumen trefflich trotz der überaus verdünnten Gestalt, in welcher uns derselbe aus Vorsicht gereicht wurde.

Nach Absingung eines Chorals ward des Hauses Sitte gemäß aller im Laufe des Jahres verstorbenen Lieben aus dem Kreise der Verwandten und Bekannten freundlich gedacht. Dann zog sich der Hausherr in seine Kammer zurück, um emsig wieder an seiner Predigt zu schreiben und zwar auf so rauhem wider-

spenstigen Papier, daß auch ein minder feines Ohr den kitzelnden Ton des Gänsefells bis in's dritte Zimmer vernehmen konnte. Denn feines, glattes Papier galt damals für einen Luxusartikel und die Stahlfeder harrte noch ihres Erfinders.

Wir Kinder bleiben, um die Mutter geschaart, in traulichem Geplauder mit ihr zurück, den Blick auf den Weihnachtsbaum gerichtet, mit dem bereits eine auffällige Veränderung vorgegangen. Nur hie und da flackert noch ein Lichtendchen, das durch sein prickelndes Anbrennen der harzigen Nadeln jenen nordisch aromatischen Duft verbreitet, der so sehr zur Eigenthümlichkeit dieses festlichen Abends gehört, daß er auch zu anderer Zeit in uns sofort weihnachtliche Erinnerungen und Empfindungen hervorrufft. Manches Lichtchen fällt auch durch die schon schattigen Zweige, gleich einer Sternschnuppe aus seiner Höhe, auf den bunten Teppich und wird sofort von uns auffpringenden Knaben als gute Prise aufgehoben zur gelegentlichen Anzündung in der Festzeit. Immer dunkler lagern sich die Schatten über das Zimmer und den Baum, dessen Herrlichkeit bereits dahin ist. Nur hie und da hebt sich noch ein weißes Papiernek vom dunkeln Tannengrün ab, doch seines Inhalts entleert, um die Hälfte verkürzt. Aus dem Schatten des Gezweiges blickt wohl noch eine Thierfigur aus Pfefferkuchenteig verstoßen hervor, als sei sie sich der Einbuße ihres wunderfamen Flittergoldgestimmers bewußt,

welches noch so eben die weihnachtstrunkenen Kinder-  
augen entzückt hatte. Trotz der Unförmlichkeit dieser  
Figuren konnte doch kein Grieche des alten Hellas  
sich mit größerer Lust an den Meisterwerken eines  
Phydias weiden, als wir an diesen Kunstgebilden des  
Bäckermeisters Rothe im Embachathen.

Die Mutter sammt den ältern Kindern und Herrn  
Engelmann verlassen das Zimmer, wir Knaben fühlen  
uns immer noch gefesselt an diese nur noch von dem  
einzigsten Lichte in der Baumkrone spärlich erhellte  
Stätte. Lebt der Baum auch keine Anziehungskraft  
mehr aus auf den kindlichen Gaumen, so doch wenig-  
stens auf die Geruchsnerve durch feinen complicirt  
aromatischen Duft von Wachs, Lannenharz und Pfeffer-  
kuchen. Ja jetzt wo das letzte Licht prickelnd und  
rauchend verlischt, steigert sich sogar der Eindruck des  
Baumes in der silberglänzenden Beleuchtung des hell  
hineinscheinenden Mondes. Und wie feierlich steht  
die nahe Kirche da mit ihrer weißen Thurmfronte,  
umgeben von den stark bereiften, durch keinen Luft-  
hauch bewegten Bäumen, die sich so wunderbar ab-  
heben vom winterlich klaren, sternflimmernden Abend-  
himmel!

---

### 3. Der erste Weihnachtsfeiertag.

Brich an, du schönes Morgenlicht!  
Das ist der alte Morgen nicht,  
Der täglich wiederkehret.  
Es ist ein Leuchten aus der Fern,  
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,  
Von dem ich längst gehört.  
Max von Schenkendorf.

In der Frühstunde des nächsten Morgens weckt uns das lebhafteste Prasseln des brennenden Tannenhölzles, das seinen hellen röthlichen Schein weithin in's dunkle Zimmer wirft bis an unsere Bettchen. Doch gar bald nimmt uns der süße Kinderschlaß auf's Neue in seine festen Arme, aus denen uns nach etlichen Stunden die Klänge der weihnachtlichen Luthermelodie: vom Himmel hoch da komm ich her — wieder aufwecken. Es ist der Morgengesang des Hausgesundes vor der Mahlzeit. — Horch! welch festliches Geläute! — Mit ihren heimischen Klängen läutet die in der kalten, reinen Winterluft so hell tönende Kirchenglocke den großen Festtag ein. Wie wundersam heimelt uns doch, nach längerer Abwesenheit vom Geburtsorte, die tönende Kirchenglocke an, traut und lieb, gleich der Mutterstimme! Reicht doch die Erinnerung an beide bis an unsere Wiege zurück.

Schon macht sich durch's Fenster der Anbruch der Morgenröthe bemerkbar und der hohe Birkenpark hebt

sich immer schärfer vom lichter werdenden Himmel ab. Festliche Stille herrscht im ganzen Hause, ja es dünkt den wach liegenden, dem wonnigen Bewußtsein des angebrochenen Festtages sich hingebenden Knaben, als wehe der eigenthümliche Festdust bis in ihr Schlafkämmerlein herein.

Die Thür öffnet sich und im saubren Festanzuge nähert sich die Mutter den Betten ihrer jüngsten Kinder, breitet mit sorgsamer Hand die reinliche Wäsche und die Festkleider aus und ruft: „nun, meine lieben Kinder, das schöne Weihnachtsfest ist da!“ — Und setzt sich auf den Rand des einen und dann des andern Bettchens, streichelt und küßt uns. — Mehr denn ein Menschenalter mit seinen mannigfachen Stürmen ist dahin. — Längst ruhest du unter dem eingesunkenen Rasenhügel im Schatten der vier Fichten! — Und dennoch stehest du so lebhaft vor meiner Seele mit deinem freundlich liebevollen Blick und dem festlichen Ausdruck am löstlichen Weihnachtsmorgen! — Wohl so manches liebe, spätere Bild verbleicht unter den versengenden Strahlen der Mittagssonne des Lebens, — der Mutter Bild — nimmer! —

Mit kindlichem Behagen wird der Festanzug angelegt, in dem man nun drei ganze Tage sich zu bewegen die Freiheit genießt. Nur die neuen, so eigenthümlich knarrenden Stiefelchen erfordern beim Anziehen bedeutende Muskelanstrengung, da der bei seiner Arbeit philosophirende Schuhmacher sie schon wieder zu enge ge-

macht hat. Auf dem Kaffeetische finden wir in unsern „Steinrukken“ statt der sonstigen Milch sehr unschädlichen Roggenkaffee, der uns trefflich mundet. Nach einer kurzen Belehrung von Seiten der Mutter über die Bedeutung des Christfestes eilen wir an die Stätte des gestrigen Jubels. Wie eigenthümlich macht sich der Weihnachtsbaum in der Beleuchtung der bereits auf ihrem Höhepunkt stehenden Morgenröthe! Das rosig angehauchte Tannengrün, der das Zimmer erfüllende aromatische Duft von Harz und Wachs, vor allem die liebliche Erinnerung an den gestrigen Abend verleihen ihm noch immer einen gewissen Festnimbus. Und welch ein winterlich anmuthiges Bild gewährt der Blick aus den Fenstern! Regungslos stehen die starkbereiften Bäume um die Kirche her und heben sich, wie aus leuchtendem Silber getrieben, von dem purpurn glühenden Himmelsgrunde ab.

Abermals ertönt Festgeläute durch die Morgenstille. Noch läßt sich indeß kein Kirchgänger sehen. Der ältere Knabe, der von der Mutter vernommen, daß man in Norwegen am Weihnachtsfeste den Vöglein draußen Futter auszustreuen pflege, eilt hinaus, um ein Gleiches zu thun. Dann versüßt er sich wieder an's Fenster und hat seine Freude daran, wie die rosigschimmernde Schneedecke sich immer mehr belebt durch die sich zur unverhofften Mahlzeit niederlassenden Sperlinge, zu denen sich auch das zierliche, behende „Fettmeischen“ (Kohlmeise, *parus major*) im olivengrünen, durch Gelb,

Weiß und Schwarz gehobenem Gewande gefeselt, sowie der behäbige Dompfaff mit seiner breiten, rothen Brust und dem sammet-schwarzen Käppchen\*). Das Auge des kindlichen Beschauers weidet sich an den leuchtenden Farben der letztern, durch welche sie sich so vortheilhaft unterscheiden von dem eintönigen Grau des von der Kälte struppigen Gefieders der Spazken. Und all' die emsig pickenden Vöglein lassen sich nicht stören in ihrer Festmahlszeit, als wüßten sie's, daß ein doppeltes Fensterglas sie schütze vor des Knaben Wuthwillen.

Das Geräusche verstummt, nur die Schallschwingungen hallen noch leise nach durch die stille, reine Winterluft. Aus der Thurmthür tritt der Alte mit der faltenreichen, denkenden Stirn und geht gemäch-

---

\*) Woher der Name dieses Vogels „Dompfaff?“ — Die katholische Volksfage lautet. Als weiland der eiserne Pabst Hildebrand die Ehelosigkeit der Geistlichkeit gebot, wollte sich ein wirklicher Dompfaff nicht von seiner Ehehälfte trennen. Dafür irrt er nun umher, gleich dem ewigen Juden, freilich erst 800 Jahre und zwar in Vogelgestalt, — doch stets in Begleitung seines Weibchens. (Bekanntlich sieht man sie immer beisammen.) Aber aus seinem ehemaligen geistlichen Stande ist ihm der Sinn für geistliche Musik geblieben. (Von allen Singvögeln erlernt er am besten die Melodie eines Chorals.) Mithin haben 5 Eigenthümlichkeiten dieses Vogels Veranlassung zu der Volksfage gegeben: das schwarze Käppchen, die behäbige Gestalt in Verbindung mit der würdevollen Ruhe der Bewegungen, sein eintöniger, melancholischer Ruf, der Sinn für geistlichen Gesang und die Unzertrennlichkeit von seinem Weibchen.

lichen Schrittes über den knirschenden Schnee. Haltung und Ausdruck bezeugen des Mannes Amtsbewußtsein von der hohen Würde eines — Glockenläuters.

Horch! welch gewaltige\*) Baßtöne beginnen im ganzen Hause wiederzuhallen! Der Vater singt, auf- und abgehend, ein Weihnachtslied: „Ein Kind ge- bor'n zu Bethlehem“, nach einer alten katholischen Melodie. Wenn er das Lied vor dem Altare anstimmt, dann wird es todtenstille im weiten Raume der Kirche und die dichtgedrängte Gemeinde lauscht

---

\*) Im Jahre 1842 fand in der Johanniiskirche zu Dorpat die Beerdigung des im Duell gefallenen Kurländers D. statt. Der ganze Raum war „brechend voll“. Beim Beginne des Gesanges vernahm man eine posaunenartig schallende Baßstimme, welche Gemeinde wie Orgel übertönte. Da wandte sich mit dem Ausdruck des Staunens ein Komilitone zu dem, der dieses schreibt, mit der Frage: „Sag, Lieber, wer ist der Kerl mit dem kolossalen Baß? Einen solchen hat mein Ohr doch noch nie vernommen. Kennst du ihn vielleicht?“ — „Wie sollte ich meinen Vater nicht kennen?“ — (Alter, lieber, an die Gestade des Schwarzen Meeres verschlagener Freund! erinnerst du dich noch jener Scene?) — Und damals hatte er bereits das 72ste Jahr erreicht und vor kurzem eine Brustentzündung überstanden — Dreißig Jahre später (1872) fand in der Marienkirche zu Dorpat eine Ordination durch den Probst Willigerode statt. Der Berichterstatter derselben in der estnischen Zeitung gedenkt, veranlaßt durch die starke Stimme eines der Assistenten, noch der weiland „Himmelsposaune“, ein anerkennender Beinamen des Pastors im alten Pfarrhause von Seiten seiner Gemeinde.

andächtig, unverwandt zum Altare blickend auf das seit einem Menschenalter von hier aus vernommene Festlied. Freilich er singt es mit einer ganz eigenthümlichen Feierlichkeit, zugleich aber auch mit einem weit über das gewöhnliche Maaß hinausgehenden Stimmorgan. Obgleich diese Weise des Gesanges am Altar des liturgischen Charakters entbehrt, so spricht sie doch das Volk so an, daß, nach dem Ausdruck des alten Rüstlers, die Gemeinde die Feier des großen Festtages ohne dieses also gesungene Lied für unvollständig halten würde.

Die Mutter stellt sich an's Fenster, blickt hinaus und ruft: „Kommt, Kinder, schaut den herrlichen Anblick! — Seht, wie prächtig dort die Sonne aufgeht, wie sie die Schneedecke der Erde mit Millionen von Diamanten bestreut und die zarten Reifumhüllungen der Bäume rosig färbt! Wie herrlich ist doch Gottes Schöpfung selbst zur Winterzeit! Wie groß und herrlich aber muß der sein, welcher solches alles gemacht hat! — Und seht hier die Vöglein, wie sie so fröhlich und genügsam ihre Mahlzeit halten! Sie säen nicht, sie ernten nicht und der himmlische Vater ernähret sie doch! Wie gut muß er sein, daß er sich auch dieser unbedeutenden Wesen erbarmt! Uns aber hat er seinen lieben Sohn gesandt und ihn in der heiligen Weihnachtsnacht geboren werden lassen. Und darum lernt, meine lieben Kinder, dieses schöne Weihnachtslied vom alten, lieben Vater Luther: Vom Himmel hoch da komm ich

her. — Eine Aufgabe, welche der festlichen Stimmung des ältern Knaben einen starken Stoß versetzt. Sie begeben sich beide in den Saal, das ungeeignetste Lokal zum Auswendiglernen, wenn sich zu dem beispiegellos schweren Gedächtniß noch die Schwäche gesellt, sich nur zu leicht durch Außendinge von seinem Gegenstande abbringen zu lassen. Immer wieder schweift der Blick vom Gesangbuche auf den von den hellen Strahlen der Morgensonne beleuchteten Weihnachtsbaum.

Doch lassen wir den armen Knaben, der mit großer Anstrengung in der ungünstigen Situation seiner ihm so unweihnachtlich dünkenden Aufgabe Herr zu werden sich bemüht, dem die vergängliche Herrlichkeit des geschmückten Tannenbaumes höher steht als die unvergängliche des Lutherliedes; lassen wir ihn und richten wir lieber auf seine Mutter einen Blick, zu dem uns das zuletzt über sie Angeführte eine geeignete Veranlassung bietet.

Sie besaß ein offenes und liches Auge für all die mannigfaltigen Naturherrlichkeiten, welche ja selbst „Salomo in aller seiner Herrlichkeit“ weit übertreffen. (Matth. 6, 29.) Der Obstbaum in seinem zarten Blüthenschleier, die farbenprangende duftende Blumenflur, ein sonnig frischer Frühlingmorgen mit seinem Lerchenjubel über dem schon leise wogenden Kornfelde, ein stiller, friedvoller Sommerabend mit dem Wachtelschlage auf der bethauten Wiese, der gestirnte Him-

mel zc. nahmen ihre Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch und der Mund ging über, wess das Herz voll war. Indesß hatten alle die mannigfaltigen Erscheinungen in der Natur nur die Bedeutung von „Glücklein am Leibrocke Gottes, welche ihn und seinen Gang verrathen“, nach dem Ausdruck des alten Claudius, oder wie es der königliche Sänger im Psalm 19 ausspricht: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Beste verkündigt seiner Hände Werk“ oder im Psalm 104, dem selbst ein A. v. Humboldt das Zeugniß gegeben, daß keines Volkes Dichter etwas Tieferes, Lieblicheres und Großartigeres über die Wunder Gottes in der Natur gesungen habe. — Wie oft lenkte sie auf Spaziergängen, im Garten, auf dem Wege in's Dorf zu einer blinden Kirchenbettlerin oder einem Kranken, unsern Blick auf die Allmacht, Weisheit, Güte und Herrlichkeit Gottes. Auch entnahm sie ihre treffenden Bilder, welche ihr stets zu Gebote standen, meist aus der Natur. Lebhaft erinnert sich noch der dieses schreibt jenes köstlichen Sommerabends, als sie mit ihm auf einer Rasenbank im Parke weilend, beim Anblick der durch die schlanken, weißen Birkenstämme hindurchschimmernden Abendröthe das Bild gebrauchte: gleich wie die Sonne bei ihrem Scheiden als freundliche Erinnerung an ihre segenspendende Wirksamkeit der Erde ihr Abendroth hinterläßt; also bleibt auch beim Abschied des wahren Christen von dem Schauplatze seines Wirkens zum

Wohl seines Nächsten und zur Ehre Gottes das Andenken an ihn als ein liebliches Lebensabendroth zurück, oder wie solches der weise Salomo ausspricht: „Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen, aber der Gottlosen Name wird verwesen.“ —

Doch noch ein anderer Zug im Bilde der Hausfrau finde hier seine Stelle. Die Bildung der damaligen Frauen, deren Schulzeit noch in das vorige Jahrhundert fiel, kam nicht der unserer jetzigen Frauen gleich, wie schon daraus ersichtlich ist, daß die meisten derselben mit der Orthographie und der Interpunctionslehre auf einem mehr oder minder gespannten Fuße standen. Als Beleg hier einige Beispiele aus dem dem Verfasser vorliegenden Stammbuche seines Vaters, welches von 1789 bis 1798 reichend ein paar hundert Erinnerungseinschriften enthält, unter diesen auch viele von weiblicher Hand, sowohl aus Livland, als auch aus Königsberg, Jena und Leipzig. Die Schreibweise der Ausländerinnen ist ohne Ausnahme correct. Bis auf eine verschwindend kleine Minorität tragen die Einschriften das Gepräge jener „Zeit der Aufklärung“, selbst die theologischen Professoren in Königsberg und Jena geben dem sich der Theologie widmenden Livländer nur Sentenzen aus heidnischen Classikern auf den Weg in den Beruf eines evangelischen Seelenhirten. Und jener Gifthauch von Westen her wehte auch die gebildeten Stände unserer Lande an. Für das verlorene Gut der Väter: den Glauben und

die Glaubensgemeinschaft, suchte man einen Ersatz in der Schwärmerei für „Tugend“ und „Freundschaft“. Doch nun die versprochenen Beispiele, die nach Form und Inhalt Belege für das Behauptete sein können.

Man lebt in dieser Welt auf einer Steten flucht,  
Erhascht, Was Man Verschmäht, Verschmäht, Was  
Man gesucht,  
Verändert, Hoffst, Vereut sein Ziel, sein Glück, sein  
Leben,  
Flegt eigener Torheit Frucht den Himmel Schuld zu  
geben,  
Wird Unter Wünschen Grau, Mehrt durch die Zeit  
die Noht,  
Was bringt Uns denn zur Ruh? Daß Was Wir  
flühn, der Todt.

Bernau  
d 11 Juny  
1789

Zum Andenden Emphilt  
sich Ihre Treuge Freundin  
die es mit Sie so treu meint.  
E. Jul....r. Künftige  
N..t.

---

Hinsichtlich der Interpunktion bedienen sich etliche nur des Punktes, andere desselben konsequent zum Schluß jeder Verszeile, noch andere verschmähen sogar dieses eine Zeichen.

Geliebte Tugend  
Schön ist dein Bild  
Du bist der Jugend  
Ein Rettungsschild  
Du bist dem Greise  
Ein fester Stab  
Und ihm zum Preise  
Krönst du sein Grab.

Neuermühlen  
Pastorat den 28ten  
August 1789.

zum Andenken  
von Ihrer Freundin  
Maria Elisabeth P..I  
geb. S...e.

Nie schencken stand nie schencken güter.  
Den Menschen die zufriedenheit.  
Die wahre ruhe der gemüther.  
Ist tugend und genügsamkeit.

dieses Kann Ich aus der erfahrung sagen  
Marie R. th.  
gebohrne R. hl.

Wer seiner Stunden keine säumt  
Wer jede redlich nützet  
Woll Unmuth keine je verträumt  
Der u nur der besitzt

Der Weisen Stein  
Und ihm allein  
Ward die Essenz des Lebens

Riga d 1ten  
Julius 1796

Von Ihre ergebene  
Freundin  
C. E. B....s

Niemahls will ich ächte Freundschaft von mir weisen  
Lieber leichte Liebe fahren sehn  
Freundschaft ist ein Knotenstock auf reisen  
Liebe nur ein Stöckchen zum spazierengehn

Riebau  
den 21 Septbr  
1789

erinnern sich meiner  
bey Lesung diese Verse  
ihren beständige treuie  
u aufrichtige freundin  
C. E.....s

Zum Schluß auch eine Ausländerin, welche dem  
22jährigen Fremdling aus Livland eine ernste Mah-  
nung auf den Weg giebt.

Weise sein in der Blüthe des Lebens, wenn jede  
Aber nach Vergnügen lechzet, wenn tausend Sirenen  
die leichtsinnige Seele zu ihren Ufern laden, alsdann  
weise sein, ehe uns die Erfahrung zu spät weise macht  
— das ist ein Triumph für die Seraphim.

Königsberg  
den 29 Merz  
1792.

Eleonore Therese Andersch.

Aus der mangelhaften Schulbildung im vorigen Jahrhundert erklärt es sich auch, daß viele Frauen vor 50 Jahren, ohne jegliche Strebsamkeit, kaum ein Buch zur Hand zu nehmen sich veranlaßt fühlten, außer dem unvermeidlichen Kalender und jenem Buche, aus dem sie sich Rath's erholten, wenn es galt, in die gewohnte Speisefarte eine Abwechslung zu bringen oder zu Weihnachten nach einem neuen Recepte Pfefferkuchen zu bereiten. (Katharina Warg.) Es wird nun freilich behauptet, daß noch jetzt Frauen in unsern Landen zu finden seien, welche nach Erreichung des ersuchten Hafens der eignen Häuslichkeit, vielleicht ab und zu gelesene gehaltlose Novellen abgerechnet, sich auch nur mit den beiden obgenannten wirthschaftlichen Büchern begnügen, obgleich sie in ihrer Schulzeit beispielsweise nicht nur die sieben, nach Niebuhr mythischen, Könige Roms, sondern auch das Datum der Völkerschlacht bei Leipzig, ja sogar das der Schlacht bei Platäa ihrem Gedächtniß eingeprägt haben. Sollte wohl die Behauptung hinsichtlich der beiden unvermeidlichen Bücher eine Verleumdung sein? —

Dem sei nun, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, die Hausfrau im alten Pfarrhause hatte in ihrer Schulzeit in Neval weder die Namen der sieben mythischen Könige, noch das Datum der Schlachten aus den Freiheitskriegen der neuen wie der alten Zeit kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und dennoch besaß sie eine, insbesondere für die damalige Zeit

auffällige Strebſamkeit des Geiſtes bis in ihr Alter, einen regen Fortbildungstrieb trotz ihrer 11 Wochenbetten. Ohne den Spruch der alten Römer: „nulla dies sine linea“ (kein Tag ohne einen Fortſchritt) zu kennen, übte ſie ihn in der That. Gleichwie ſie täglich am Morgen wohl eine Stunde das Herzensbedürfniß nach Gottes Wort befriedigte, ſo pflegte ſie Abends bei ihrer Handarbeit Weltgeſchichtliches, Biographiſches, Reiſebefchreibungen, auch einzelne Claſſiker zu leſen oder ſich vorleſen zu laſſen. Auf dieſem Wege füllte ſie nicht nur die Lücken ihrer mangelhaften Schulbildung vom vorigen Jahrhundert her aus, ſondern ſammelte ſich auch mit zäher Beharrlichkeit und lebhaftem Intereſſe einen reichen Schatz, den ſie überdies zur Anregung und Belehrung ihrer jüngſten Kinder zu verwerthen ſich bemühte, indem ſie aus demſelben Altes und Neues hervorlangte, was ſich irgend nur für deren Verſtändniß eignete. Zugleich eine Freundin der Pöeſie, prägte ſie bis in ihr Alter geiſtliche, wie gute, weltliche Dichtungen ihrem Gedächtniß ein und machte auch von dieſen im Familienkreiſe zu geeigneter Zeit Gebrauch.

Doch zurück in's weihnachtliche Pfarrhaus. Als wir daſſelbe verließen, um in einem vergilbten Stammbuch des vorigen Jahrhunderts mit zum Theil ſeltſamen Schriftzügen zu blättern, ſchaute unſer Auge auf der glitzernden Schneedecke vor den Fenſtern nur etliche Vöglein bei ihrer Morgenmahlzeit. Jetzt bietet

sich unserem ausschauenden Blicke ein belebteres Bild dar. Allen Zäunen und Wirthschaftsgebäuden entlang haben sich dichte Reihen von Schlitten gebildet. Die Pferde fressen behaglich aus über den Kopf gebundenen Säcken. Die wohlhabenderen Bauern eilen mit wohlgenährten, schnellfüßigen Pferdchen in leichten, gefällig geformten Schlitten der Fensterreihe des Pfarrhauses vorbei, meist ein Pärchen, der Mann mit stattlicher Fuchsfellmütze, das Weib mit zinoberrother, fellverbrämter Kopfbedeckung. Ab und zu eilt auch ein „Wachholderdeutscher“ im blauen Karrik\*) vorbei und blickt mit einem unverkennbaren Selbstgefühl in's Fenster auf den beobachtenden Knaben. Um die Kirche her und auf dem Hofraume vor dem Pfarrhause bilden sich Männergruppen. Die langen, schwarzen Röcke, welche schon dem vorchristlichen Geschichtschreiber Herodot zu der Bezeichnung: „Melanchlänen“, d. h. Schwarzmäntel, veranlaßt haben sollen, heben sich scharf vom blendenden Schnee ab. Aus der hohen Thurm Luke schaut schon seit einer guten Weile der unverwandt auf die Vorderthür des Pfarrhauses gerichtete Kopf des Glöckners, dessen philosophische Betrachtungen völlig zurückgedrängt sind von der gespannten Erwartung, im nächsten Augenblick die Haus-

---

\*) Dem damals gebräuchlichen Mantel mit mehrfachem Kragen. Irrten wir nicht, so verschwand der letzte Karrik im baltischen Musensitz mit dem alten, pensionirten Gymnasial-Director Rosenberger.

thüre sich öffnen zu sehen. Mit dem langen, schmalen, vom Rücken herabwallenden Predigermantel (der Ornat erst seit 1832) erscheint der Pastor auf der Haustreppe. Sofort verschwindet der Kopf in der Thurm-  
lufe. Die in gemächlicher Ruhe weilenden Gruppen der Schwarzröcke gerathen plötzlich in Bewegung und eilen der offenstehenden Thurmthür zu, durch welche man vom Fenster des Pfarrhauses aus die hohen Wachslichte auf dem Altare feierlich brennen sieht. Dem beobachtenden Knaben drängt sich beim jedesmaligen Anblick der allmählig abnehmenden Menschenmenge der Vergleich derselben mit den in der Kaffeemühle verschwindenden Bohnen auf. So hat sich denn in wenigen Augenblicken die Scene verändert, das ausschauende Auge erblickt nur noch die dichtgereihten Schlitten und Pferde. Ab und zu humpelt auf einem Stelzfuße die kolossale Gestalt des alten „Konk-  
Juhann“ vorbei, dem während des Gottesdienstes die Beaufsichtigung der Pferde obliegt. Bemerkt er z. B., daß ein paar derselben in Beziehung auf das Mein und Dein verschiedener Ansicht sind, so tritt er sofort als verordneter Friedensrichter auf. So geht er spähend in seinem zeitweiligen Revier umher und zwar in einer Haltung, mit einem Ausdruck, welche den augenscheinlichen Beweis liefern, daß auch das unbedeutendste Amt seinen Träger mit einem gewissen Selbstbewußtsein erfüllen könne.

Die Mutter versammelt alle Hausgenossen zum

Hausgottesdienst und ermahnt uns, jüngsten Kinder, zur Aufmerksamkeit, auf daß wir ihr zum Schluß über die vorgelesene Predigt Rechenschaft ablegen können. Wie schwer ist's, in diesem Alter einer Reinhardtschen Predigt zu folgen! Vielmehr ist der Tannenbaum dort in der Mitte des Zimmers geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den Gedanken die Richtung auf den vorhergehenden Abend zu geben oder man blickt verstohlen aus dem Fenster auf die vielen, mitunter hübschen Pferdchen und der Knabenhafte Wunsch taucht auf, mit jenem Grauschimmel oder diesem Schweißfuchs „Grasaten“ zu fahren. — Ein fremder, zottiger Hund läuft schein um sich schauend vorüber. O, wenn ich jetzt draußen wäre, wie wollte ich ihn mit Schneebällen bearbeiten! — Ein Stieglitz hüpfst zwitschernd über den glitzernden Schnee. Mit Wohlgefallen weist des Knaben Auge auf dem sammet-schwarzen Köpfchen, dem feuerrothen Ringe um den Schnabel, den schneeweißen Schläfen, den schönbraunen Schultern und dem brennendgelben Strich quer über den Flügeln. Es ist eine Lust, den Bewegungen dieses schönsten Singvogels unseres baltischen Nordens zu folgen. — Die auffallende Gestalt des alten Stelzfußes erscheint. Der Anblick des unförmlichen Klumpfußes lenkt die Gedanken auf einen Vergleich dieses Krüppels mit dem Römer Mucius Scävola, sofern beide mit Schmerzverachtung freiwillig ein Glied ihres Körpers opferten,

dieser, indem er die Hand auf den Kohlenbecken legte, jener, indem er den Fuß bis zum Erfrieren unter dem Eise hielt. Unzählige Male hat der Knabe sich schon die Frage vorgelegt: welche der beiden Selbstverstümmelungen schmerzhafter gewesen sei, ohne zu einem Resultat zu gelangen. Hinsichtlich der Triebfeder ist er nicht im Zweifel, daß des Römers Vaterlandsliebe höher stehe als des Esten Absicht, sich dem Dienste des Vaterlandes zu entziehen. Auch freut er sich hier einen schlagenden Beleg für den bereits in der Schule gelernten lateinischen Ausspruch: „duo, si idem faciunt, non idem est“ (zwei können dasselbe thun und ist doch nicht dasselbe), gefunden zu haben.

Diese dem Auge des Knaben sich darbietenden Gegenstände waren viel mehr geeignet, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, als die trockene, schulgerechte Predigt des seiner Zeit berühmten Oberhofpredigers zu Dresden, der, wenn er auf der Kanzel stand, bereits das Concept seiner nächstfolgenden Predigt auf dem Arbeitstische liegen hatte. Die liebe Mutter aber meinte es herzlich gut mit ihren Kindern und war von einer seltenen Treue in dem, was sie als heilsam für das Wohl ihrer Kinder erkannt zu haben glaubte. So manche Mutter der Jetztzeit besitzt zwar eine richtigere religiöse Erkenntniß, ohne dieselbe indeß in der entsprechenden Treue zu bethätigen. Wie es ihr ein heiliger Ernst war um ihr eigenes Seelenheil, so nicht minder um das ihrer Kinder. Täglich las sie mit

uns aus der Bibel und erklärte sie uns, so gut sie es verstand. Früh am Morgen aufstehend war ihr Erstes, in der Bibel und einem Andachtsbuche zu lesen. Die liebe Mutter, sie ahnte es nicht, wie oft an dunkeln Herbst- und Wintermorgen der eine der Knaben durch den Lichtschein des „Profitchens“ (Sparlichtes) erwachend, unverwandt in das Angesicht seiner mit jenem unverkennbaren Ausdruck tiefster Andacht lesenden Mutter schaute. Ja, er glaubte bisweilen eine Art Heiligenschein um ihr Haupt wahrzunehmen, wie er einen solchen in biblischen Bildern gesehen. Und dieser auf Sinnentäuschung beruhende Heiligenschein wurde in seiner Vorstellung zu einem wirklichen — an ihrem Sarge. Von da an glaubte er vor dem Throne Gottes eine Fürsprecherin zu haben, gleich der Maria der Katholiken. Ja, er wähnte in steter Verbindung mit ihrem verklärten Geiste zu stehen, auf allen seinen Wegen von ihr gesehen zu sein. Und darum begann er fortan seine Gebete zu ihr zu richten, sie anzuflehen um Kraft in den Versuchungen an der Schwelle des Jünglingsalters. Hatte er im Gebete an sie sein Herz ausgeschüttet, dann belebte ihn das erhebende Bewußtsein: die Verklärte halte ihre schützende Hand liebend über ihm. Freilich hatte sie selbst die Veranlassung zu diesem religiösen Wahne gegeben. An einem stillen Sonntagabend las sie, ihrer Gewohnheit gemäß, eine Predigt. Der Sohn setzte sich an den nämlichen Tisch und entwarf, sie verstohlen an-

blickend, rasch mit dem Bleistift ein Bild von ihr. Da wandte sie ihren Blick von dem Buche ab auf das wohlgelungene, vom Künstler mit großer Befriedigung betrachtete Bild und sagte: „Mein Sohn, wenn ich einst todt bin, so nimm diesen Ring von meiner Hand und trage ihn. Sein Anblick vergegenwärtige dir das Bild deiner Mutter und bewahre dich in jeglicher Versuchung deiner Jugend.“ Bald nach jenem Abend zog er den Ring, das theure Vermächtniß seiner Mutter, unter heißen Thränen von ihrer bereits erkaltenden, noch auf der Bettdecke ruhenden Hand. Lange hielt er fest an dem religiösen Wahnglauben einer steten, geistigen Verbindung mit der Verstorbenen, bis endlich der höchst anregende Religionsunterricht seines hochverehrten Lehrers, Dr. August Carlblom, ihn eines Bessern belehrte.

Wieder ertönt das Geläute. Wie durch eine aufgezugene, enge Schleuse ergießt sich der Menschenstrom in's Freie. Zum andern Male bietet sich dem Auge ein belebtes Bild dar, freilich nur auf kurze Zeit, da jedermann heimwärts eilt, um, sei es auch in der ärmlichsten Hütte, mit den Seinigen das im Volksbewußtsein größte Fest der Kirche mit besserer Kost zu feiern. So tritt denn in kurzem wieder tiefe Stille und Menschenleere ein und diesem zweimal sich wiederholenden Wechsel verdankt der Sonn- und Festtag auf einem baltischen Pastorat sein eigenthümliches Gepräge.

Am Nachmittage gestattet uns die Mutter in Begleitung der Jungfer „Grasaten“ zu fahren. Auf die Frage, welcher der vier Braunen angespannt werden solle, heißt es: „das alte junge Pferd!“ — Das ist wohl ein Druckfehler! — Keineswegs, freundlicher Leser, und läßt sich wie so manche Widersprüche im Leben lösen. Als ein junges Pferd einst angeschafft, erhielt es den Namen: das junge Pferd, eine Benennung, die es noch beibehielt, als es schon längst die Gränze des gefährlichen Jugendalters überschritten hatte. Als nun nach Verlauf etlicher Jahre abermals ein junges Pferd gekauft wurde, ward im Familienrathe beschloffen, zur Vermeidung einer Verwechslung ersteres umzubenennen und nun folgten sich die Namen der vier Braunen also: das junge Pferd, das alte junge, das alte und das ganz alte, eine allerdings ungewöhnliche, doch nicht ganz zu verwerfende Unterscheidung, sofern sie hinsichtlich des Alters stets eine gewisse Uebersichtlichkeit gewährte.

Hier noch die beiläufige Bemerkung, daß in jener patriarchalischen Zeit die Anschaffung eines neuen Pferdes für ein nicht ganz unbedeutendes Ereigniß im ländlichen Stillleben galt und daher von Zeit zu Zeit besprochen wurde, bis endlich die große, vielfach ventilirte Frage in dem Hausherrn zum unabänderlichen Entschluß herangereift war. In der Jetztzeit hat die Familie kein Interesse für diesen Gegenstand und daher geschieht's, daß der Hausherr eines Tages

ganz trocken und nur beiläufig im Familienkreise eines erhandelten Pferdes erwähnt, ohne daß diese Angelegenheit weiter beachtet wird. Höchstens thut jemand die Frage nach dem Preise. Ehemals aber, als einerseits die Schnelligkeit des Dampfrosses noch nicht das eigentliche Ross in eine gewisse Mißachtung gebracht, andererseits dieses edle Hausthier zur Befriedigung des noch florirenden Geselligkeitssinnes unentbehrlich war, erwartete man mit Spannung die Ankunft des neuen Gauls vom Markte und langte derselbe nun endlich an, dann begab sich die ganze Familie nebst dem Hausgesinde hinaus, um ihn in Augenschein zu nehmen. Das Resultat der Besichtigung war stets allgemeine Anerkennung. Denn noch schlummerte jener Geist, welcher auf seinen Scharfblick sich nicht wenig zu Gute thugend, so gern seine Meisterchaft im Erspähen der Schattenseiten irgend welchen Gegenstandes bethätigen möchte, jene Hast des vorschnellen Aburtheilens, jene Sucht an allen Dingen kritteltend herumzuzerren. Vielmehr war es charakteristisch für jene Zeit, den Dingen liebend das Auge zu öffnen, ihnen die Lichtseiten abzugewinnen, sie anzuerkennen und gelten zu lassen und wäre es auch nur ein simpler Gaul gewesen. Schließlic ward noch auf einer in keinem Landhause fehlenden Familien-droschke eine Probefahrt unternommen, wobei sich jeder bemühte, Eigenschaften an dem Ankömmling zu entdecken, deren Gesammtheit man in jenem Zeitalter der

„Tugend“ kein Bedenken trug mit dem Ausdruck „tugendſam“ zu bezeichnen. Und um ſo mehr wog damals die Tugendſamkeit des edlen Koſſes, als man daſſelbe wenigſtens zwei Jahrzehent zu behalten gedachte. Und machte ſich in der Folge auch eine unliebſame Eigenschaft bemerkbar, nun man trug ſie mit Nachſicht, gleich den Fehlern ſeines Nebenmenſchen. In unſerer alles Patriarchaliſchen baaren Zeit herrſcht auch in dieſer Beziehung das kühle Nützlichkeitsprincip und man iſt nur zu geneigt, zu einem Tausch auf dem nächſten Markte. Uebrigens ſtand man auch zu dem treuen Wächter des Hauſes in einem ungleich näheren Verhältniß. Gar wohl erinnere ich mich noch des kindlich harmloſen Jubels, der das ganze Haus erfüllte vom Hausherrn bis zum jüngſten „Nestkinder“, vom Koſſelenker bis zum „Fäſelmädchen“, als der Ruf erſcholl, unſer verloren gegangener Packan iſt wieder da. Die älteſte Tochter des Hauſes, welche gleich ihren Geſchwiſtern ein Tagebuch führte, hielt dieſes Ereigniß im ländlichen Stillleben für ſo bedeutend, daß ſie es für würdig der Aufzeichnung erachtete, welche alſo ſchloß: „jeder bezeugte dem alten, treuen Thier ſeine Wiederſehensfreude durch Liebköſung und Leckerbiſſen.“

Doch wir wollten ja eine Spazierfahrt machen. Der ſich keineswegs beeilende Kutfcher iſt endlich mit dem Auspannen des alten jungen Pferdes vor einen „Kreſla“ fertig und fährt ſeiner Gewohnheit gemäß

im Galopp vor die Hausthür. Packan und Türk sitzen wedelnd und bellend vor dem Gaul in ungeduldiger Erwartung eines Unternehmens, an dem Theil zu nehmen auch sie gewürdigt werden. Die Mutter hüllt uns sorgsam ein, empfiehlt uns der Obhut der Jungfer und zieht sich dann in ihr stilles Schlafgemach zurück. Der Saum des Tannenwaldes, dem wir zueilen auf der von den vielen „Kirchenteuten“ glatt eingefahrenen Bahn, erglänzt in den Strahlen der sich bereits zum Untergange neigenden Sonne. Je mehr wir uns demselben nähern, desto deutlicher treten die einzelnen, imposanten Krystallpyramiden hervor. Mit kindlichem Jubel ergötzen wir uns an dem herrlichen Schauspiel dieser nordisch winterlichen Metamorphose. Jungfer „Gretchen“ aber in ihrem nagelneuen, sich mehr für die wärmere Jahreszeit eignenden „Duschagrefa“ hat keinen Sinn für die Herrlichkeit des klaren, stillen Wintertages und unterbricht des ältern Knaben Ausrufe des Entzückens: „Och, Jungeer, was is das nu s'heen, so kalt, daß Herz in Leibe frieren thut. In Sommer, wenn warm is, wott! denn is das s'heen!“ — „Aber, Gretchen, sieh doch diesen Tannenbaum hier, wie er von lauter Brillanten funkelt, ist das nicht eine wahre Pracht!“ — „Och, Jungeer macht ju immer Spaß. Was strunt Brillantens! Vor die giebt alte Jude kein Groschen nich. Kommt Thawetter, wo bleiben denn alle Brillantens!“ — Die gute Seele besaß gerade

soviel Natursinn, wie jener Guckkastenjude auf Helgoland, welcher, als er eine die Herrlichkeit des Sonnenuntergangs bewundernde Gesellschaft sah, zu seiner Frau sprach: „Blümche, was meinst du? Wenn mer hätten 'n richtiges abgephotographirtes und gefolorirtes Bild von dieses merkwürdige und imposante Meer-schauspiel, so könnten wir damit machen — 'n großes Geschäft! —“ Als Schreiber dieses einst auf einer Fahrt in einer bergigen livländischen Gegend den Kutscher auf die Schönheit der Landschaft aufmerksam machte, erwiederte der Bauer trocken, von seinem Sitze aus mit dem Peitschenstiel auf den nächsten Berg hinweisend: „aber hier ist es schwer zu pflügen.“ Doch auch in den höhern Ständen findet sich bisweilen dieser Mangel an Natursinn. Entgegnete doch eine Fürstin einem die Herrlichkeit des Waldes bewundernden Manne: „was ist der Wald! — Nichts wie Bäume und wieder Bäume. Ob ich nun 2 oder 2000 sehe, ist dasselbe!“ — Selbst die uns begleitenden Haushunde erfreuen sich einer bessern Stimmung, als die alles Natursinnes baare Jungfer. In unverkennbar freudiger Erregtheit eilen sie in großen Sprüngen den Wolfsspuren auf dem lockern Schnee nach, ohne sich durch die Erfolglosigkeit entmuthigen zu lassen. Es erfüllt sie offenbar das edle Verlangen, noch einmal eine Heldenthats zu vollbringen, wie damals, als sie einem mächtigen Isgrim das geraubte Schaf abrangen, ihm selbst im furchtbaren Kampfe das

Garaus machten und dann wedelnd und am Nocke zerrend den Hirten zur blutgetränkten Wahlstatt lockten, um ihn zum Zeugen ihres Sieges über den regungslos daliegenden Gegner zu machen.

Die in ihrer dünnen Umhüllung fröstelnde Jungfer mahnt zur Umkehr. Bei der Rückfahrt gewährt das Pastorat einen wahrhaft feenhaften Anblick. Sämmtliche Gebäude sammt der stattlichen Kirche bis zu dem Hahn ihrer Thurmspitze hinauf haben sich mit ihren Dach- und Wandflächen in Reif gehüllt und funkeln und flimmern im Abendsonnenschein. Das Ganze, wie aus glitzerndem Zucker bereitet, hebt sich wundersam zart vom wolkenlosen, winterlichen Himmelsblau ab. Und wie Behagen erweckend entsteigt dem einen der Schornsteine des Pfarrhauses die kerzengerade, nach der Sonnenseite hin röthlich schimmernde Rauchsäule! — Schnell nähern wir uns dem trauten, von weihnachtlichem Nimbus umgebenen Daheim. Denn das von der Kälte und dem Verlangen nach seinem Stalle getriebene alte junge Pferd greift gewaltig aus auf dem knirschenden Schnee und wird überdieß von der Jungfer fortwährend angespornt mit seltsamen, unsre Lachmuskeln reizenden Ausrufungen.

Nach der Fahrt in der frischen, belebenden Kälte umfängt uns gar behaglich die Wärme des festlichen Hauses, über dessen Räume sich bereits die Schatten der Abenddämmerung zu lagern beginnen. Auf unsre Bitte setzt sich die Mutter an's Fortepiano, um uns

ihre altmodischen, so sehr in's Ohr fallenden Stücke vorzuspielen, wir aber legen das Ohr an den Resonanzboden, da wir die große Entdeckung gemacht haben, daß jedes Tonstück durch diesen stärkeren Eindruck auf's Trommelfell bedeutend an effectvoller Wirkung gewinne. Endlich erhebt sich die Mutter, nimmt uns unter ihre Arme und beginnt einen Rundgang um den Weihnachtsbaum, der vom hellen Mondlichte beschienen, seinen Schatten auf die gegenüberliegende Wand wirft. Auf unsere Bitte erzählt sie uns einiges aus ihrer Kindheit im Vaterhause zu Marien-Magdalenen in Estland. Manches ist uns schon bekannt, aber in jenem genügsamen Alter behält auch das Bekannte seinen Reiz, wenn es, anschaulich und spannend erzählt, die Phantasie in Anspruch nimmt. Wie oft z. B. vernahmen wir mit immer sich gleich bleibendem Interesse die Geschichte von ihres Vaters zahmen Bären, der frei im Hause umherging und vor seinem Bette schlief. In der That ein ungewöhnlicher Hausgenosse, zumal im friedlichen Pfarrhause, welches eines schönen Tages durch ihn in eine solche Angst versetzt wurde, daß der Hausherr mit Thränen im Auge den Befehl geben mußte, seinem jahrelangen, treuen Gefährten das tödtliche Blei in's Herz zu senden, um seine einzige, zärtlich geliebte Tochter vor einer zweiten Umarmung von Seiten der in Wuth gerathenen Bestie zu bewahren.

Unterdeß ist der Abend angebrochen. Lichte mit festlichen Papiermanschetten werden angezündet, im Saale die altmodischen Palmenleuchter. Die erwachsenen Hausgenossen versammeln sich zur gemeinschaftlichen Lectüre eines der beiden damals beliebten Schriftsteller. Der eine derselben war Jean Paul. „Der Farbenglanz und Duft seiner reichen Phantasie, die bilderreiche Gefühlsprache, zwischen deren Blüten der Witz als funkelnde Thränenperle schimmert, das Unschuldige, Herzliche, Sehnsuchtsvolle, Wehmüthige seiner Schilderungen, durchsprüht von den geistreichsten Gedanken“ sprach die damaligen Zeitgenossen sehr an, da sie sich gern dem Gegensatze der Wehmuth und der Heiterkeit hingaben. Ja selbst das Dunkle und Ahnungsreiche in Jean Paul's Schriften übte auf die damalige Zeitrichtung einen großen Reiz aus. Was nun aber seine wunderliche Schreibart, „die schwerfällige, gezwungene, sprungweise fortschreitende Darstellung, das unpoetische Durcheinander“, anlangt, so stieß man sich um so weniger an derselben, als der ästhetische Geschmack, der Sinn für Ordnung und Form weniger ausgebildet war. Daß es übrigens auch in Deutschland eine Zeit gab, in welcher Jean Paul, dieser „Leviathan an Humor und Sentimentalität“ allgemeinen Anklang fand, bezeugt Vilmar: „Manche unserer ältern Zeitgenossen verdanken es Jean Paul noch heute mit tiefer Bewegung, daß sie von der Fieberhitze und Fieberkälte des revolutionären

Treibens jener Zeit an Jean Paul's milder Wärme genesen, daß sie von Jean Paul gerettet worden sind; die deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, die deutsche Herzensunschuld und die deutsche treue Liebe hat sich beinahe ein halbes Menschenalter lang allein zu Jean Paul geflüchtet.“ — „Und das Lachen und Weinen in einem Zuge, wozu uns Jean Paul so oft hinriß, dieses so ganz eigene Jugendvermögen, war nicht der geringste Reiz, den wir in seinen Schriften suchten; bei vielen hat der ganz materielle Stachel der Neugier, den Räthseln, welche der Dichter uns aufgibt, nachzugehen und ihre Lösung zu versuchen, einen sehr bedeutenden Theil an dem Wohlgefallen, welches sie für Jean Paul's Werke bewahrten.“ —

Der andere damals beliebte Schriftsteller war Matthias Claudius, der schlichte, fromme Mann, der in patriarchalischer Einfachheit, in kunstloser Form und aus kindlich frohem Herzen zum Volke sang. Christus war ihm eine „heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgeht“, die Natur „eine Glocke, die ihn immerdar zur Andacht rief“, er selbst, „ein heller, reiner Kieselstein, an dem der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen, Funken, die in's Herz einschlagen und dessen Silbersaiten rühren.“

Das Gemeinsame dieser beiden damals beliebten, auch im alten Pfarrhause viel gelesenen Schriftsteller ist die humoristische Ader und der Sinn für das

Ibhlische, das Unterscheidende hingegen, daß dem Verfasser des Wandsbecker Boten zwar Jean Paul's Phantasiereichthum fehlt, aber auch dessen Sentimentalität fremd ist. — In dieser letzten Beziehung äußert sich Claudius, „der eine kerngesunde Natur war und alles Kranke, Uebertriebene, Unwahre verabscheute“, also: „Du hast Recht, Better, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß, gerührt zu sein.“ Einen nicht minder durchgreifenden Gegensatz bildet der religiöse Standpunkt der beiden Schriftsteller, sofern Claudius auf biblischen Grunde stehend, zu den einsamen Sternen am dunkeln Himmel gehörte, welche auf den Morgen einer bessern Zeit verträsteten, zu den wenigen geistlichen Helden, welche gegen den Strom des Weltgeistes zu schwimmen sich erkühnten. „Wie ein Kind seines geliebten Vaters Namen nennt, so hat er den Namen seines Erlösers freudig bekannt und hoch gepriesen in einer Zeit, wo „die Weisen nach dem Fleisch, die Edlen und Ge-

---

\*) Und doch standen die damaligen Rationalisten auch in unseren Landen in religiöser und sittlicher Beziehung viel höher als die jetzigen Materialisten. Jene glaubten doch wenigstens an einen persönlichen Gott und ein Jenseits und bestrebten sich aufrichtig eines sittlichen Wandels. Es genügt, nur einen ehrenwerthen Repräsentanten jener Richtung aus unserer baltischen Vergangenheit zu nennen: den livländischen Generalsuperintendenten Sonntag. Und die Materialisten der Jetztzeit? — —

waltigen" mit wenigen Ausnahmen dieses Namens lachten. In traulich-schelmischem Humor und in heiligem Ernst hat er vernichtende Reulenschläge auf die Gerüste des Rationalismus \*) geführt und vielen zaghaften und bangen und vielen kindlich sehnennden Herzen ist er ein Mann des Segens gewesen." Freilich die religiöse Seite in Claudius war es weniger, welche in jener Zeit ihm so viele Verehrer unter uns zuführte, als zunächst wenigstens die humoristische und idyllische Ader. Denn jene Zeit hatte im Ganzen „wenig Sinn für den goldenen Faden, der sich durch all' dies kleine und anmuthige Gewirr von Versen und Prosa hindurchschlingt; man suchte nicht das ewige Theil heraus, sondern erhob die bunten und ergötzlichen Arabesken der Einkleidung weit über ihren wirklichen Werth." Und dennoch mag Claudius, den Kurz, der Kirchenhistoriker, „einen ächten Sohn Luthers“, gleich Hamann, nennt, auch in unsern baltischen Landen so manchem ein Wegweiser zu Christo gewesen sein, namentlich in den fünf letzten Theilen seines Wandsbecker Boten, in denen der Scherz vor dem Ernste zurücktritt, in denen er immer eindringlicher und entschiedener auf das Eine, was noth ist, in herzgewinnender Weise hinweist.

Beiläufig hier noch der Hinweis auf eine damalige baltische Eigenthümlichkeit, welche sich einestheils aus dem kindlich genügsamen Sinne, andernteils aus dem Mangel an anregenden periodischen Zeitschriften er-

Kärt. Gleichwie Kinder eine sie ansprechende Geschichte oder ein Märchen immer wieder hören und lesen können, ohne daß das bereits Bekannte seinen Reiz einbüßt, so pflegte man damals an den langen Herbst- und Winterabenden, wenn „um des Lichts gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner“, gewisse Lieblingsbücher des Hauses immer wieder zur Hand zu nehmen und hatte beim gemeinschaftlichen Lesen die Empfindung, als sei in den Familienkreis plötzlich ein alter, lieber Hausfreund eingetreten. In der Jetztzeit dürfte sich wohl nur ausnahmsweise jemand finden, der die Neigung verspürte, ein ihm bereits bekanntes Buch nochmals zu lesen, da der Reiz der Neuheit fehlt, auf den es den meisten Lesern ankommt. — Außer Jean Paul und Claudius gehörte auch Hebel mit seinen launigen Erzählungen zu den damaligen Hausfreunden.

Doch zurück in's alte Pfarrhaus. Zur gemeinschaftlichen Lectüre haben sich die erwachsenen Kinder um die Mutter geschaart. Der Vater schreibt emsig an der Predigt zum zweiten Feiertage. Das weibliche Hausgesinde knackt vor dem Feuerherde Nüsse oder liest aus dem Gesangbuche in einförmig wehmüthigem Ton. Wir Knaben erhalten von der Mutter Pfeffer- nüsse und begeben uns mit der Jungfer in ein Zimmer, in dem, wie man bei uns provincialistisch zu sagen pflegt, „der Ofen brennt“. Nachdem wir unsern niedrigen Kindertisch in den freundlich warmen Schein

des laut prasselnden Feuers geschoben und das Talglicht ausgelöscht, um ein magisches Halbdunkel zu bewirken, beginnen wir en trois Hausbrand zu spielen. Das Verlangen nach dem Gewinn der durch ihren süßen Duft den Gaumen noch mehr reizenden Pfeffernüsse steigert sich immer mehr, so daß die Spielenden in ihrem Eifer nicht bemerken, wie sich allmählig über die glühenden Kohlen eine Aschendecke legt, welche das Erkennen der einzelnen Karten erschwert. Bei der Beendigung des Spieles ergibt es sich, daß der arglose jüngere Knabe und die, wie man in Livland zu sagen pflegt, „bei Altlicht geborene“ Jungfer fast um alle ihre Pfeffernüsse gekommen sind, in Folge dessen sie sich in einer keineswegs weihnachtlich festlichen Stimmung befinden. Um sie für ihren herben Verlust zu entschädigen, erklärt der ältere Knabe sich bereit, ihnen vor dem ausgebrannten Ofen im dunkeln Zimmer zwei hübsche und auf ausdrückliches Verlangen „wahre“ Geschichten zu erzählen. Es hat für den Erzähler einen gewissen Reiz, durch möglichst spannende, Gruseln erregende Weise seinen ohnehin gar furchtsamen Bruder in eine sich steigende Aufregung zu versetzen, so daß derselbe sich immer näher ihm anschmiegt und schließlich mit unsicherer Stimme seinen Entschluß kund thut, das völlig dunkle, ihm unheimliche Zimmer verlassen zu wollen. Die Jungfer, welche sich von der grauenhaften Räubergeschichte von Rinaldo Rinaldini sehr befriedigt fühlt, erklärt mit komischem Ernste die andere

Geschichte, ein Märchen von Musäus, für eine „arge Lügengeschichte“, ja sie fügt mit unverkennbarer Empfindlichkeit die Bemerkung hinzu, der Erzähler müsse sie für eine rechte Gans halten, daß er es wage, eine so aller Erfahrung und allen Naturgesetzen hohnsprechende Geschichte ihr als eine wahre aufbürden zu wollen. Für die Zukunft verbäte sie sich das, da sie kein Kind mehr sei. Vergeblich sind alle Versicherungen seinerseits, die Geschichte habe sich wirklich einmal ganz so zugetragen in einem fernen, warmen Lande, wo es laut einem glaubwürdigen Reisenden von Feen, Wassernixen und Berggeistern geradezu wimmele, während unser baltischer Norden ihnen durchaus nicht behage.

Wir begeben uns in den Kreis der Erwachsenen, welche nach Beendigung ihrer Lectüre über einzelne geistvolle Sentenzen des Verfassers ihre Gedanken austauschen. Leise eintretend setzen wir uns in einer Ecke still nieder, um etliche für das kindliche Verständniß sich eignende Brocken zu erhaschen. Es geht uns aber genau wie jenem Esten, welcher auf die Frage seines Pastors, wie ihm denn das zum Lesen geliehene (sehr unpopulär geschriebene) Buch zugesagt habe, die Antwort gab in der dem Volke eigenthümlichen bildlichen Redeweise: es sei zwar reines Estnisch, aber dennoch ganz unverständlich. Es komme ihm das Buch vor, wie ein Vogel, der so hoch fliege, daß man nicht zu unterscheiden vermöge, ob Taube

oder Habicht, nur so viel sehe man, daß es ein Vogel sei.

Die Mutter schlägt zur Abwechslung gesellschaftliche Spiele vor, welche entweder körperliche Bewegung erfordern, als Schuster zu Haus, Habicht und Henne, Katz und Maus, Klumpfuß, Kingspiel 2c. oder eine Verstandesübung gewähren, als Wo, wie und warum, Advokatenspiel, Portrait und Unterschrift 2c. Wir jüngsten Kinder jubeln über die Herablassung, mit uns spielen zu wollen. Die fröhlichen Stimmen locken den Vater aus seiner Kammer. Er erscheint auf der Thürschwelle in seinem langen, bläulich grauen Hausrocke von schlichtem schwedischen Lein. Die lange Gänsefeder im Munde haltend, blickt er mit freundlichem Lächeln auf die spielende Gruppe und verfügt sich wieder eiligen Schrittes an seine unterbrochene Arbeit.

#### 4. Ein Familienfest.

Lieber Andres, feyre fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

Claudius.

Der Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages bricht an. Alle Hausgenossen haben sich früher denn sonst von ihren Lagern erhoben, da es die Feier des größten Familienfestes gilt. Jedes der Kinder erscheint

vor der Mutter mit einem Geburtstagsgeschenk, wir Knaben mit eignen Zeichnungen und auswendig gelernten Gesangbuchversen. Die Mutter ist bei diesem Morgengruß sichtlich bewegt, küßt ihre Kinderschaar nach der Reihenfolge im Alter und spricht ihren Dank gegen den barmherzigen Gott aus, der sie trotz ihrer zarten Leibeskonstitution abermals ein Jahr ihrem Gatten und ihren Kindern erhalten habe. Der ganze Familienkreis begiebt sich in den Saal und stimmt unter Klavierbegleitung eins von den Lieblingsliedern der Mutter an: Paul Gerhard's „Befiehl du deine Wege“.

Der Vormittag gleicht dem gestrigen, auch darin, daß während der langen, von der Mutter vorgelesenen Predigt des einen Knaben Blick wieder auf dem Weihnachtsbaum in der Mitte des Zimmers weilt oder verstohlen hinaussehnd auf die Vögel unter dem Fenster, die Pferde an der Kirchenmauer und den vorbeihumpelnden Friedensrichter.

Auf der Mittagstafel paradiert vor jedem Gedeck ein verheißungsvolles Spitzglas, eine nur an diesem Tage wiederkehrende Erscheinung. Von der Mitte der Tafel winken die gelbbraunen Hirschhörner, deren süßer Duft nicht wenig den kindlichen Gaumen reizt. Was aber diesem Mittagsmahle, ja dem ganzen Tage in unsern Augen einen besondern Glorienschein verlieh, das waren ein altmodischer, ausgeschweifeter Porcellanteller mit farbigem Conditiorconfect und eine Flasche

Wein, eine Auszeichnung, welche sich der Hausherr nur einmal jährlich erlaubte, zu Ehren der Mutter des Hauses.

Die Feier der Familienfeste kommt in unserer nüchtern profaischen Zeit allmählig ganz ab. Wo man sie noch zu begehen pflegt, haben sie einen kühlen Anstrich, wo man sie aber nicht mehr feiert, da geschieht es wohl, daß im Verlaufe des Tages ein Familienglied so ganz beiläufig und trocken die Bemerkung macht: wißt ihr auch, daß heute A's oder B's Geburtstag ist? worauf ein ziemlich gleichgültiges „So“ erfolgt und damit ist die ganze Angelegenheit abgemacht. Höchstens thut jemand die Frage: sag mir doch, wie alt wirst du denn eigentlich heute? — Nur in wenigen Häusern wird noch zähe festgehalten an der alten baltischen Weise der Feier, welche sich auch dem zufällig eintretenden Gast sofort bemerkbar machte. Schon am Vorabend wurden Vorbereitungen zur würdigen Feier getroffen mit Festgebäckniß und Anfertigung von Kränzen oder gar Guirlanden, im Frühling und Sommer aus Blumen, im Spätherbst aus Strickbeerblättern, im Winter aus Immergrün. Und das geschah gar heimlich und still vergnügt. Denn auf die Ueberraschung kam's am meisten an. Der Geburtstagstisch aber mit seinen freundlichen Liebesgaben blieb mindestens den halben Tag über stehen. Auch das Hausgesinde mußte Theil nehmen an dem Familienfeste, erhielt Festessen und stimmte

vor Freuden mit gellender Stimme an: Nun danket alle Gott. Die jüngsten Kinder hatten einen schulfreien Tag. Die Stimmung aller Hausgenossen war eine wohlwollend heitere, ja ein eigenthümlicher Festdunst durchzog das ganze Haus, etwa wie er uns so wohlthwendig in Boßens „siebenzigjährigen Geburtstag“ anheimelt. Uebrigens herrschte diese Neigung für Familienfeste nicht etwa nur in unserm lieben baltischen Lande, wie aus einer Epistel des alten Claudius an seinen Vetter Andres hervorgeht, in der es heißt: „Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll dir hier so warm mitgetheilt werden. Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir beide, außer den respectiven Geburts- und Namenstagen, schon verschiedene andere Festtage an unsern Höfen „eingeführt, als das Knospensfest, der Mahnmorgen zc.“ Und nun vermeldet er in seiner launigen Weise die Erfindung eines ganz neuen Festes, „des Herbstling“ und dessen eigenthümliche Feier und schließt: „Lebe wohl, lieber Andres, und feire fleißig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.“ Und nun hierzu das urgemüthliche Familienbild von Chodowickis Meisterhand: vor dem alterthümlichen Ofen steht die Hausfrau in gebückter Stellung, um die gebratenen

Äpfel heraus zu nehmen, aber freundlich blickt sie seitwärts zu den begehrlieh herzudrängenden Kindern, und mahnt zur Geduld. Auch der Säugling auf dem Arme des Vaters streckt das Händchen aus, der älteste Bursche aber tritt eben erst herein. Durch die geöffnete Hausthür sieht man die ersten Schneeflocken des Herbstes senkrecht herabfallen. Noch den Hut auf dem Haupte streckt auch der Hereintretende die behandschuhte Rechte nach den dufenden ersten Äpfeln aus. Man mag das Auge nicht abwenden von diesem gemüthlichen Familienbilde. Welch ein Gegensatz zwischen den Familienfesten der alten guten Zeit und unsern jetzigen, über den Familienkreis weit hinausgehenden, mehr der Oeffentlichkeit zugewandten großartigen Jubiläumsfeiern. Wie viel des Pathetischen, Ostentativen, Unwahren, Förmlichen, Ueberladenen findet sich bei solchen Gelegenheiten! In Folge dessen legte sich am Abende des großen Tages so mancher des Trubels Ungewohnte, demüthige, wahrheitsliebende Jubilar mit der wohlthuenden Aussicht nieder, daß zwischen der glücklich überwundenen Jubelfeier und der nächsten ein Zeitraum von gerade einem viertel Jahrhundert liege, gleich einer sichern Schutzmauer. Doch wenden wir uns ab vom Jubilar zu den Jubilirenden. Die Neigung für Jubelfeste und Denkmäler ist eine charakteristisches Zeichen unserer Zeit. Zur Sucht ausgeartet, hat sie ihre bedenkliche Seite. Das „Ebenezer“ Samuels mit seiner Erklärung: „Bis hieher hat

der Herr geholfen“, war ein rechtes Denkmal, ein rechtes Jubiläum, ohne Menschenverherrlichung. Doch soll hiermit keineswegs der Stab über unsre Jubelfeier überhaupt gebrochen werden. Noch in lieblicher Erinnerung stehen ihm, der dieses schreibt, ein paar Jubelfeste, auf denen in jeder Beziehung das rechte Maas eingehalten wurde, und weder die wahre Weihe noch der frische, freie, fröhliche Ton fehlte. Freilich wird mancher Leser jenem Juden zustimmen, der da sagte: „de Geschmäcker sind verschieden,“ oder jenem gelehrten Küster: „de gustibus non est disputantibus.“ —

Am Nachmittag findet deutscher Gottesdienst statt, zu dem sich die Arrendatoren und Disponenten der 11 Güter des Kirchspiels sammt ihren Familien im Pfarrhause versammeln. Auf der Anhöhe des Pastores steht der alte Glöckner und lauscht gespannt auf herannahendes Schellen- und Glockengetön. Kaum hat er an der Farbe der Pferde die sich Nähernden erkannt, da eilt er mit wichtiger Amtsmiene in's Pfarrhaus und ruft: die K..schen, die B..schen kommen. — Allmählig füllt sich der Saal mit den Herren, das anstoßende Speisezimmer mit den Frauen. Nachdem die erstern die unvermeidliche Einleitung mit dem Befinden und Wetter gemacht, stopft sich jeder seinen silberbeschlagenen Meerschäumkopf\*) aus dem

---

\*) Damals befand sich in dem Zimmer fast jedes Hausherrn ein kleiner Eßtisch, besetzt mit vielen Pfeifen, welche sich

Blechkasten mit „Petum optimum subter Solem“, zündet sie mit einem der Fidiбусse an, von denen ein ganzer Haufen neben dem düster brennenden Talglichte liegt und die Unterhaltung kommt einigermaßen in Fluß. Das Stubenmädchen in ihrem vollsten Staate auf der Brust eine mächtige Silberbrefse, einem flachen, seiner Röhre beraubten Trichter vergleichbar, mit eingravirten phantastischen Figuren, — präsentiert den Kaffe, der nach der kalten Fahrt trefflich zu munden scheint, und seine belebende Wirkung in der Unterhaltung bethätigt.

Wir beiden Knaben beobachteten die Gäste durch

---

in vier Arten klassificiren ließen: 1) holländische Kalkpfeife, Kopf und sehr dünnes Rohr aus einem Stück. 2) Türkische Pfeife, Thonkopf, langes Weichsel- oder Kreuzdornrohr mit Bernsteinmundstück (Stambulka). 3) Deutsche Pfeife, Porcellankopf nebst Schwammdose, langes Flexibelrohr mit farbigen Troddeln in der Form von Kirichen, Pflaumen oder Weintrauben. 4) Silberbeschlagener Meerschäumkopf, kurzes, dickes Flexibelrohr, zuweilen perlenbenäht. Außerdem befand sich noch auf dem Tische, wenn der Hausherr studirt hatte oder, nach dem Ausdruck des Wandbecker Boten, auch „nicht studirt, aber doch auf Unverstädten gewesen“, ein breiter, flacher Pfeifenkopf („Stammkopf“) mit zahlreichen eingeschnittenen Namen der Comilitonen, mehr zur Erinnerung, als zum Gebrauche bestimmt. Damals kannte man noch nicht in unserm baltischen Vaterlande die Cigarre, welche selbst in Deutschland erst im Jahre 1809 bekannt wurde, als ein spanisches Reiterregiment unter dem Marquis Romana dort eindrang. Wie staunte man damals in den deutschen Städten, wenn die Spanier am dunkeln Abend mit Feuer im Munde ihren Einzug hielten.

die halbgeöffnete Thür, können uns aber nicht entschließen einzutreten, nicht unähnlich zween Schmuglerböten, welche in der Nähe des Landungsplatzes hin und her labiren aus Scheu vor der am Unser befindlichen Grenzwahe. Endlich trifft uns der unterschiedene Blick unserer Mutter vom Sopha aus. Er genügt. Sofort überwinden wir unsere Blödigkeit, machen mit Herzklopfen unser unbeholfenes, meist verunglückendes Compliment, wobei wir indeß vorsichtiger Weise die Augen niederschlagen, um nicht die nun auf uns gerichteten Blicke als eben so viele blendende Lichtstrahlen zu empfinden. Das erhebende Bewußtsein unserer heroischen Selbstüberwindung verleiht uns den Muth, dem Kreise uns zu nähern, um mit Genuß so manchen schmackhaften Brocken aus der lebhaften Unterhaltung zu erhaschen. Finden sich doch in der zahlreichen Versammlung Originale, wie man sie jetzt nur noch aus der Tradition kennt. Da steht z. B. Herr D, ein Mann von langer Statur, etwas steifer Haltung, im mit Messingknöpfen versehenen hellgrauen Frack, von derselben Farbe die Beinkleider, auf denen unterhalb der geblühten Weste ein dicker Bündel Uhrbreloques\*) bei jeder Bewegung des Körpers tänzelt und klimpert. Auf dem wettergebräunten Gesicht spiegelt sich treuherzige Geradheit, das Auge hat jenen starren Blick, wie er leidenschaftlichen Waidmännern eigen zu sein pflegt.

\*) Damals gebräuchliche Uhranhängsel, bestehend aus Karneolen, Petschaften, Schatullenschlüsseln, je zahlreicher, desto besser.

Der Hausherr richtet an ihn die Frage: wohin sein Principal, Herr von N. gereist sei? — Herr D. legt die Stirn in bedeutsame Falten, thut einen mächtigen Zug aus seiner Pfeife und antwortet dann langsam mit bedächtigem Ernst: „Ja — Herr Pastor, — das laß ich ungesagt, — war es nu — nach Deutschland — oder — Afrika, — eins von die beide Länder war es immer.“ — Man bedenke überdieß, das damals noch kein Dampfroß die Entfernungen kürzte.

Die Zeitung las Herr D. grundsätzlich nicht. Er hielt sie für eine der unnützeften Erfindungen des menschlichen Geistes, „denn“, — sagte er, „was geht das unser einen an, was man anderorten macht.“ — Ja er stellte sogar in Beziehung auf die Erfindung Guttenbergs es noch sehr in Frage, ob sie der menschlichen Gesellschaft überhaupt einen wesentlichen Gewinn gebracht habe. Nur ein Buch fand Gnade vor seinen Augen: — der Kalender, „denn“, sagte er, „woten kann man sonst wissen, wenn wieder ein neu Jahr anfängt, oder wenn gut is, Aber zu lassen, oder wenn Alt- und Neulicht kommt, oder wenn Michälmarkt is.“ —

Eines Tages, als Herr D. gerade auf dem Pastorate zum Besuch war, langte die Kirchspielsposttasche an. Wie jeder „Landsche“ aus eigener Erfahrung weiß, bringt die Ankunft „des Postkerls“ stets eine angenehm erregende Unterbrechung in das ländliche Stillleben durch die Hoffnung auf Briefe und die

Zeitung, in welche letztere einen wenn auch nur flüchtigen Blick zu thun, der Hausherr sich kaum enthalten kann. Auch der im alten Pfarrhause schaute bei Ankunft der dörptschen (Schünmannschen) Zeitung in sie hinein und rief: „Stellen sie sich vor, Herr D, wir haben nächstens einen Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen zu erwarten!“ — „Was! — Das is jo schrecklich,“ ruft Herr D. aus in einer mit seinem sonstigen Gleichmuth seltsam kontrastirenden Erregung. „Wie meinen sie das? — warum erschrecken sie so?“ — „Nu! — wie leicht kann nich bei diese Katarstrophe die Erde nach Italien geschleudert werden, wo der ecklige Besuch is, — das kann einen doch nich egal sein!“ — Eine solch ungewöhnliche Anschauung war selbst für uns Knaben zu viel und versetzte uns in große Heiterkeit, der wir selbstverständlich erst nach Erreichung des entlegensten Zimmers einen entsprechenden Ausdruck gaben. Doch zur Steuer der Wahrheit hier die Bemerkung, daß die andern Herren im Kirchspiel über dem Bildungsniveau des Herr D standen, wenigstens kann versichert werden, daß keiner derselben nach seiner geographischen Anschauung die Schleuderung der Erde nach Italien, insbesondere in die Nähe des „eckigen Besuchs“ für möglich gehalten hätte.

Was nun aber die Kometenfurcht des Mannes anbetrifft, so bitte ich dich, freundlicher Leser, nicht seiner zu spotten, sondern dich lieber dessen zu erinnern,

was du selbst anno domini 1872 erlebt hast. Mit welcher angstvoller Spannung sah man hie und da in Südeuropa dem 12. August entgegen! Betheiligte man sich nicht an Processionen, um der schrecklichen Katastrophe des Weltuntergangs durch den Kometen vorzubeugen? — Ja, wirst du antworten, jene Leute gehörten einer Confession an, deren Pfaffen von jeher ihre Heerden in den Fesseln der Geistesfinsterniß zu erhalten bemüht waren. — Gut! — So folge mir denn in ein öfelsches Pastorat, auf dem sogenannte Kirchspielsarbeiter ein neues Wohnhausdach deckten. Ein feines Ohr, das gern das Volk belauscht, um volksthümliche Redensarten zu erhaschen, nach Vater Luthers Rath: „dem gemeinen Mann auf das Maul zu sehen, wie er redet,“ — vernahm durch ein offenes Fenster eine Unterhaltung, die sich um das Vergebliche dieser Arbeit am Pfarrhause drehte, da ja am 12. August der Weltuntergang durch den Kometen bevorstehe. Als einer der Arbeiter aber seinen Zweifel aussprach, entgegnete ein anderer: die Sache stehe fest, der Stadtpastor habe von der Kanzel sie bestätigt. — Ja, wirst du mir erwidern: das Volk hat stets ein zugänglicheres Ohr für die Lüge, als die Wahrheit. Uebrigens waren es ja auch Bewohner des „baltischen Thule.“ — Nun, um dieser verächtlichen, schon etliche Male vom Festlande her vernommenen Benennung des mir theuer gewordenen Eilands reut es mich, dich jetzt zum Schluß in eine der 3

festländisch baltischen Metropole führen zu können, in welcher, laut dem Berichte der einen dort erscheinenden Zeitungen, sich Frauen befanden, welche in angstvoller Erwartung dem 12. August entgegen sahen. Um so glaubwürdiger dürfte daher auch die auf privatem Wege erhaltene Kunde sein, daß jene Städterinnen die ganze Nacht vom 11. auf den 12. August wachend und in Kleidern zugebracht, um nicht im Schlafe von der gefürchteten Katastrophe überrascht zu werden. Und doch erfreuten sie sich zweifelsohne einer bessern Schulbildung und lebten 50 Jahre später, als Herr D. Hoffentlich wird jetzt deine Beurtheilung jenes Mannes milder ausfallen und um so mehr, falls du die Ehre hast, selbst ein Bewohner jener festländischen Hauptstadt zu sein und vielleicht gar dich rühmen darfst, jene von Kometenfurcht erfüllten Frauen zu deiner Bekanntschaft oder Verwandtschaft zählen zu können. Doch nun noch ein Wort für jene „gebildeten“ Städterinnen, das geeignet sein dürfte, jegliche Furcht vor einem wieder in Aussicht stehenden Kometen zu bannen, ein Wort, das vor 50 Jahren noch keine Wahrheit war und daher leider jenem Herrn D. auch nicht zur Beruhigung dienen konnte. Seit Einführung der Eisenbahnen nämlich ist, nach dem Ausdruck der „fliegenden Blätter“, unser alter Erdenball derart mit eisernen Schienen überzogen, daß er einen gelinden Puff ebenso gut zu ertragen vermag, wie ein irdener Kochtopf, den des Drahtflechters Hand mit schützendem Netze versehen hat.

Die Gesellschaft im Pfarrhause begiebt sich zur Kirche, voran der Pastor mit dem schmalen, vom Rücken herabwallenden „Predigermantel“. Die kleine, schrillende Orgel beginnt mit einem sehr primitiven, sich nur durch Länge auszeichnenden Vorspiel. Der Küster erhebt seine schmetternde Stimme, welche die unbestimmten Bassöne auf der Herrenseite wie die dünnen, tremulirenden Klänge auf der Frauenseite übertönt. Die Predigt, welche von der Freude der Hirten handelt, als sie nun das Kind im Stalle zu Bethlehem fanden, ist viel einfacher, als die des Oberhofpredigers zu Dresden, welche wir am Vormittag vernommen, so daß auch wir ihr folgen können und zwar ohne den schreckenden Gedanken an die Rechenenschaft.

Die ganze Versammlung kehrt auf's Pastorat zurück und findet bereits den nach Selbbröd duftenden Theetisch festlich gedeckt. Die lebhafter werdende Unterhaltung wird im Frauentreife mit Geschick und Sicherheit von der Hausfrau geleitet, welche alles Splitterrichten fern zu halten weiß, eingedenk Vater Luthers Mahnung: „den Nächsten zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum Besten zu lehren.“ In dieser Beziehung stand sie in einem grellen Gegensatz zu einer Frau im Kirchspiel, welche eine auffällige Freude daran hatte, aus dem Privatleben ihrer Bekannten skandalöse Geschichtchen zum Besten zu geben, wobei sie eine eigenthümliche Taktik befolgte. Beabsichtigte sie nämlich eine ihrer Geschichten

von Stapel laufen zu lassen, so pflegte sie zuerst die Neugier des Zuhörers durch hingeworfene Bemerkungen zu reizen. Biß der Zuhörer an den ausgeworfenen Angelhaken an, so gab sie noch keineswegs ihre Geschichte zum Besten, sondern sie wehrte sich gleichsam gegen den Wunsch des Zuhörers um nähern Aufschluß, indem sie in heuchlerischer Weise tief aufseufzte, als traure sie über den tiefen Fall ihres Nächsten, als sei es ihr schwer, davon zu reden. Auch Bibelsprüche standen ihr dann stets zu Gebote. Befand sie sich nun zu Gast auf dem Pastorate, so mußte sie ihrer Neigung in Gegenwart der Hausfrau Gewalt anthun, entfernte sich aber diese auf einige Augenblicke, dann sprengten die hoch aufgedämmten Wasser sofort die Schleuse, wie aus nachstehendem Zwiegespräch zwischen ihr und der ältesten Tochter des Hauses, welche in Abwesenheit der Mutter sofort deren Stelle vertrat, zu ersehen ist.

A. Aufseufzend: Ach! die arme Demoiselle B!

B. Wie so? Was ist ihr begegnet?

A. Wissen sie es wirklich noch nicht?

B. Nein! ich habe nichts über sie gehört.

A. Ach! es ist so schrecklich, daß ein Christenmensch gar nicht darüber reden möchte.

B. Bitte erzählen sie doch, ich intressire mich für das Mädchen.

A. Nun, wenn sie es denn durchaus wissen wollen: sie ist tiefsinnig geworden und in einem Walde verschwunden.

B. Aber welches war denn die Veranlassung zu ihrem Tieffinn? Und wie konnte sie denn in einem Walde verschwinden. Bitte, erzählen sie doch!

A. Tief aufseufzend und mit salbungsvollen Tone: Ach meine Gute, es heißt in der heiligen Schrift: du sollst von deinem Nebenmenschen nichts Schlechtes reden, ihn entschuldigen und alles zum Besten kehren.

B. Nun, ich denke, das kann doch niemand dem armen Geschöpf als Schuld anrechnen, daß es tief-sinnig geworden.

A. Neigt sich zu B. und sagt ihr ins Ohr, aber so laut, daß die übrigen Frauen es hören können: Das Kind war . . . . .! —

B. Wie? — Das kann ich nicht glauben! Das ist eine arge Verläumdung! Mir ist gerade das kindlich unschuldsvolle Wesen an ihr wohlthuend aufgefallen.

A. Ach meine Gute, sagen sie das nicht. Das Sprüchwort sagt: stille Wasser sind tief. Ich hab' es ihr längst prophezeit. Sie hat wohl recht schändlich gehandelt.

Und nun wird die nur etwas gehobene Schleuse mit einem Ruck ganz aufgezogen, um die ganze staudalöse Geschichte mit allen Details hinabströmen zu lassen. — Doch plötzlich wird sie wieder ganz niedergelassen, denn dort erscheint eben die Hausfrau, in deren feingeschnittenen Gesichtszügen sich nicht nur Milde und herzliches Wohlwollen, sondern eben so unverkennbar sichere Ruhe und Energie

abspiegeln, so daß ihre Persönlichkeit Sympathie und Respekt zugleich einflößt.

Die wohlthuende oder unbehagliche Atmosphäre eines Hauses geht vorzugsweise von der Hausfrau aus, oder wie es im Nekrologe der Pastorin Hörschelmann von Emil Sokolovski heißt: „Das Weib ist die Seele des Hauses, das sein Gepräge in dem Maaße unmittelbarer von dem Charakter der Hausfrau empfängt, als diese ganz dem Hause, der Mann zunächst dem Berufe gehört. Die Frömmigkeit und Freundlichkeit, die Treue und Klugheit der Hausfrau spiegeln sich im Hausstande rascher und klarer wieder, als die des Hausherrn.“ — Es finden sich aber unter den Hausfrauen 2 Extreme: einerseits sorglose Ruhe, welche leicht erkennbare Lücken und Mißstände im Hauswesen zur Folge hat, anderseits unruhige Vielgeschäftigkeit, Kengsilichkeit, lange andauernde Unsichtbarkeit, unterbrochen durch kurzes, athemloses Auftreten, eine Weise, die dem Gaste die Ruhe benimmt und den peinlichen Eindruck hervorbringt, als wollte man Leib und Leben daran setzen, um eine Mahlzeit zu Stande zu bringen. In der goldnen Mitte steht die Hausfrau, welche mit einer gewissen Sicherheit auftritt und ihre gleichmäßige Ruhe bewahrt, als Folge ihrer stetigen Umsicht, mit der sie in aller Stille das ganze Hauswesen beherrscht und in gleichmäßiger Bewegung zu erhalten weiß, wie der Pendelschlag das ganze Getriebe der Uhr. Zu

dieser letztern Art gehörte die Hausfrau im alten Pfarrhause. — Gleich wie sie in ihrer äußern Erscheinung, selbst im einfachen Hauskleide, stets den Eindruck der Ordnung und Sauberkeit, des Geschmackvollen und Gemüthlichen machte, so prägte sie diesen Stempel auch ihrer lokalen Umgebung auf. Den eintretenden Gast wehte der duftige Hauch der Häuslichkeit und Gastlichkeit wohlthuend an. Es giebt beim Eintritt kein angenehmer erwärmendes Gefühl, als das, gern gesehen zu sein. Und dieses erfuhr auch die Gesellschaft an jenem festlichen Geburtstage der Hausfrau, vielleicht mit Ausnahme des Gastes, der in diesem Hause seinem Munde einen Zaum anzulegen genöthigt war.

Zur Charakteristik jener alten guten Zeit dürfte hier der Ort sein, einen Blick auf die Gäste im Allgemeinen zu richten. Außer denen, mit welchen man auf dem Fuße des Gegenbesuches stand, gab es auch solche, für welche die Benennung „perennirende“ oder „Zugvögel“ nicht unpassend wäre, sofern sie „mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirrten,“ erschienen und erst Abschied nahmen, wenn die Kraniche „in des Südens Wärme ziehn“: ledige oder verwittwete Tanten, welche, keinem großen Hauswesen vorstehend, ohne Gefahr dasselbe auf mehrere Monate verlassen konnten, ja im Gegentheil durch den Wegfall von Ausgaben ihre öconomischen Verhältnisse verbesserten.

Eine dritte Gattung bildeten die sogenannten „Krippenreiter“, welche tage- oder wochenlang weilend von Haus zu Haus zogen nach Art der Strichvögel. Diese harmlose Species ist jetzt mit dem bekannten, erst jüngst verstorbenen N. völlig erloschen. Dieser „letzte seines Stammes“ pflegte, wenn er nach Desel kam, Livland als seine Heimat zu bezeichnen, in Livland hingegen Desel. In Wirklichkeit aber besaß er kein Daheim, überhaupt nichts außer einer von 2 frommen Säulen gezogene Kalefche. Das Zeitalter des Dampfes, der Arbeit und Eile ist kein günstiger Boden für solche Pflanzen und wären es auch dornlose Rosen. Wollten wir die erste Gattung der Gäste mit dem Namen der „Standvögel“ bezeichnen, so hätten wir sämtliche Gäste unter die bekannte ornithologische Classification gebracht.

Aber auch ganz unbekannt Personen nahmen die vielgepriesene baltische Gastlichkeit in Anspruch. Schlechtes Wetter, bodenloser Weg, ein zerbrochenes Rad oder auch das Verlangen, eine neue Bekanntschaft anzuknüpfen, führten Gäste ins Haus. Unter diese ganz achtbare Species dürfen wir aber nicht die geringe Anzahl derer bringen, von denen wir jetzt ein Exemplar dem geschätzten Leser vorzuführen beabsichtigen.

Eines schönen Tages erschien im alten Pfarrhause ein anständig gekleideter Mann, von einer gewissen Feinheit des Benehmens, und mit nicht geringer Redegewandtheit. Er stellte sich allen Ernstes als

den Dichter Jacobi vor, den persönlichen Freund Klopstocks, „des hellblinkenden Morgensterns der deutschen Literaturepoche,“ und bezeichnete als den Zweck seiner Reise, Land und Leute kennen lernen zu wollen, um ein ethnographisches Werk herauszugeben. Bekanntlich fehlt der Name dieses Dichters in keiner Literaturgeschichte. Sein Lied: „die Morgensterne preisen in hohem Jubelton“ hätte nach Vilmar's Urtheil schon hingereicht, ihm im deutschen Dichterswalde eine Stätte zu sichern. Auch ist er der Verfasser des damals vielgesungenen Liedes: „Sagt, wo sind die Veilchen hin?“ Den ganzen langen Herbstabend unterhielt er die lauschende Familie mit seiner auserlesenen Bekanntschaft fast aller damals bekannten Rorhphäen in der Literatur. Schiller und Goethe, Claudius und Jean Paul zc., sie alle hatten ihm sogar etwas zur Erinnerung ins Stammbuch geschrieben. Leider war ihm dieser theure Schatz auf seiner Reise zwischen Memel und Riga verloren gegangen, wie er meinte, entwandt. Der Hausherr, hoch erfreut den Freund des Dichters der Messiasde leibhaftig vor sich zu sehen, behandelte ihn mit aufrichtiger Hochachtung und Zuvorkommenheit und drückte ihm von Zeit zu Zeit die Hand mit treuherzig freundlichem Lächeln und der Versicherung, es sei ihm dieser Tag einer der schönsten seines Lebens. Die schärfer blickende Hausfrau hingegen ließ sich nicht durch den rhetorischen Speichelfluß des „Dichters“ täuschen und

theilte, als der hohe Fremdling sich zur Nachtruhe begeben, ihren Argwohn dem Gatten mit, der entrüstet über dieses unwürdige Mißtrauen seine warme Vertheidigung mit der Bemerkung schloß: eine solche Annahme setze ja eine ganz unerhörte Frechheit von Seiten des Gastes voraus. Am folgenden Tage erbat sich der Dichter eine Equipage bis zum nächsten Gute A., so wie den Vorschuß einer namhaften Summe Geldes, welche er sofort nach dem Erscheinen seines Buches sammt einem Exemplar desselben mit herzlichem Dank zurückerstatten wolle. Mit größter Bereitwilligkeit ward seine Bitte gewährt trotz des Abtrathens von Seiten der Hausfrau. Auch auf dem benachbarten Gute A. trat er mit der nämlichen Sicherheit auf, doch hier fand er seinen Mann. Herr von B. wies ihm mit Hohn die Thür. Alle Nachforschungen nach ihm blieben erfolglos. Er war nach dem estnischen, bildlichen Ausdruck: „verschwunden, gleich dem (geschmolzenen) Zinn in der Asche.“ (Kui tinna tuhka). Nach Jahr und Tag, als an einem Herbstabend die Familie plaudernd vor dem brennenden Ofen saß, sagte die Hausfrau: „Nun, Eduard, wirst du es mir doch zugeben, daß dein Dichter ein frecher Betrüger war“. Und wie lautete die Antwort des jedem Argwohn unzugänglichen Mannes: „Durchaus nicht, Lisette, ich habe über diese Sache nachgedacht. Es sind drei Fälle möglich. Entweder ist sein Buch noch nicht fertig, denn gut

Ding will Weile haben, oder er hat die Anleihe vergessen, wie leicht kann einem das passiren, oder er ist gestorben und dann ist es ja ganz natürlich, daß er kein Lebenszeichen von sich giebt.“ Von da an wurde der Gegenstand nicht mehr berührt.

Hier noch ein Beispiel seiner naiven Arglosigkeit der, beiläufig bemerkt, eine ebenso ungewöhnliche rückhaltlose Offenheit im Verkehre entsprach. Mit dem Tode der Mutter verschwand nicht nur der Zauber des Vaterhauses, die Poesie des warmen gemüthlichen Familienlebens, gleich dem Farbenschmelz vom Schmetterlingsflügel, sondern auch der geistige Halt, der feste Mittelpunkt, an den sich alle Familienglieder so sicher anlehnten, und um so mehr, als ihre energische Persönlichkeit zugleich eine so liebereiche war. Das monarchische Princip wich dem demokratischen. Namentlich erlaubten sich die ältern Kinder manche Eigenmächtigkeit dem höchst unpraktischen Vater gegenüber. Er hielt nur Pferde von brauner Farbe, in der Meinung, diese seien die stärksten. Einst bot sich die günstige Gelegenheit dar, ein schwaches braunes Pferd gegen ein starkes von schwarzer Farbe umtauschen zu können. Vergeblich wäre es gewesen, den Hausherrn zu diesem vortheilhaften Tausch zu bewegen. Die Kinder thaten es ohne sein Wissen. Monate waren darüber vergangen. Er machte eine Fahrt. Mitten im lebhaften Gespräche mit dem neben ihm Sitzenden hielt er plötzlich inne, rieb sich die

Augen, blickte mit stark vorgebeugtem Oberkörper unverwandt und betroffen auf einen der beiden Gäule. Endlich hob er an: „Sonderbar, wie meine Augen schon schwach werden, das linke Deichselpferd kommt mir ganz pechschwarz vor und ich habe doch lauter braune.“ Eine peinliche Situation für den Angeredeten. Doch er half sich sofort. Mit der Hand auf eine zur Seite des Weges sich erhebende Anhöhe weisend, fragte er den noch immer starr Hinschauenden: „Stand hier nicht in grauer Vorzeit eine Ritterburg?“ — Die seinem Ohre lieblichen Klänge „graue Vorzeit“ und „Ritterburg“ entrückten seinen Geist im Nu der Gegenwart. Der ernste Ausdruck der Betroffenheit wich sofort strahlender Freundlichkeit. Der unverwandt nach vorn gerichtete Blick kehrte sich sofort zur Seite. Das Auge des Bräutigams kann nicht zärtlicher auf dem Angesichte der Braut weilen, als des Alterthümlers Blick auf der Stätte vergangener Herrlichkeit. Und nun folgte die ganze Geschichte der Ritterburg von ihrer Gründung „anno domini“ bis zu ihrer Zerstörung durch die Russen oder Polen, Schweden oder Dänen. Von nun an blieb er in dem Wahn der Besitzer von lauter braunen Pferden zu sein.

Was aber seine antiquarische Liebhaberei betrifft, so beherrschte ihn dieselbe in dem Grade, daß er im geselligen Verkehr stets einen Anknüpfungspunkt an die liebe „graue Vorzeit“ seines Vaterlandes fand,

was manchmal zu eigenthümlichen Scenen Veranlassung gab. Eines Tages besuchte uns der junge Pastor L. . . . . s von R. . . . . r. In freudiger Erregung und in der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit erzählte der so eben in den glücklichen Bräutigamsstand Getretene die Geschichte seiner Ansprache. Man lauscht aufmerksam dem sehr gespannt Erzählenden. Als er nun an die Stelle kommt, wo er die Geliebte am frühen Morgen unter dem Schatten einer alten Linde überrascht, um den entscheidenden Schritt zu wagen, unterbricht ihn der Hausherr mit bedeutsamem Ausdruck folgendermaßen: „Stellen sie sich vor, jene alte Linde, unter der sie ihre Braut fanden, stammt noch aus katholischer Zeit und zwar aus dem 15. Säculo. Wie die Sage geht, hat sie der Heermeister N. nach der denkwürdigen Schlacht bei N. eigenhändig gepflanzt. Haben sie vielleicht bemerkt, etwa 100 Schritte von der alten Linde entfernt steht ein steinernes, oben etwas defectes Kreuz. Dort sollen der Sage nach die Gebeine des Ritters von N. bestattet sein, der“ &c. — Nur der, welchem eine lebhaftere Phantasie zu Gebote steht, vermag sich eine Vorstellung zu machen von dem Eindruck dieser heterogenen Unterbrechung auf den Bräutigam mitten im Feuer seiner Rede. Man sah es dem innerlich tief erregten Erzähler an, es war ihm, als hätte ihn plötzlich ein eisig kalter Wasserstrahl getroffen. Er fuhr zwar nach dieser antiquarischen Episode wieder

liche, trockne Weise: wozu doch solch alter Plunder aufbewahrt werde. Beispielsweise lasse sich aus dem eben vorgezeigten, alten, verrosteten Ritterhelm nicht einmal ein Hufeisen anfertigen, ja nicht einmal ein Nagel zum Hufeisen. Der Hausherr, welcher bereits 30 Jahre seine Mußestunden auf die Erforschung der Vorzeit seines Vaterlandes verwandt, blickt ihn stauend an und weist auf die Bedeutung der vaterländischen Alterthumskunde hin. Allein auf Herr D. macht dieser Hinweis ungefähr denselben Eindruck, wie ein Schuß mit Erbsen auf den Hautpanzer eines Rhinoceros. Denn er wiederholt seine Behauptung: das sei doch alles unnützer Plunder, er würde eher einen simpeln Lattnagel aufheben, als einen solchen nichtsnützigen Ritterhelm, der sich seiner Unbequemlichkeit wegen auch nicht einmal auf einem Spaziergange als Hut gebrauchen lasse. Der Hausherr wirft einen Blick aufrichtigen Mitleids auf den Unverbesserlichen und eilt in sein Kabinett, um einen andern antiquarischen Gegenstand zu holen, der sich aber ebenso wenig der Anerkennung von Seiten des Herrn D. erfreut, da er nur für die Kornpreise, Pferde und das edle Waidwerk lebhaftes Interesse hegt.\*)

---

\*) Die böse Fama wagt in unserer hochgebildeten, nur großen Interessen zugewandten Zeit die Behauptung: Herr D. lebe noch immer fort in einer wenn auch nicht zahlreichen, so doch noch immer bemerkbaren geistigen Nachkommenschaft. Schändliche Verläumdung unserer guten neuen Zeit!

in seiner Erzählung fort, doch augenscheinlich um mehre Grade in seiner Wärme herabgestimmt.

Nach dieser Abschweifung wolle uns der freundliche Leser wieder folgen an den festlichen Theetisch, wo wir noch die ganze Gesellschaft in behaglicher Ruhe beisammen finden.

Der Hausherr, eines der „damaligen Originale, welche unsere alle scharf individuelle Entwicklung verwischende Zeit zu erzeugen nicht mehr im Stande ist,“ im damals üblichen langen Predigerrock, noch länger als ihn Vater Ulmann trug, in hohen Stiefeln, deren steife, glänzende, oben mit einer Troddel versehene Schemen bis an das Knie reichen, mit einem weißen das Kinn fast verbergenden Halstuche, verschwindet ab und zu, um jedesmal wieder mit irgend einem Gegenstande seiner Antiquitätenammlung zurück zu kehren. Die Gesellschaft hat ein lebhaftes Interesse für diese Reste der Vergangenheit, falls die Menge der Ausrufe einen sichern Maassstab abgeben sollte, was wir indeß etwas bezweifeln möchten nach der oftmals gemachten Wahrnehmung, daß, sobald der vorgewiesene Gegenstand der grauen Vorzeit dem Gesichtskreise entschwunden, die Unterhaltung sofort wieder in das eben verlassene Bette der Gegenwart zurückkehrt. Nur Herr D., dessen ungewöhnliche geographische Anschauung wir kennen zu lernen das Vergnügen hatten, ist zu gerade heraus, um eine Bemerkung zurückzuhalten, deren Eindruck sich noch um ein Bedeutendes steigert durch die dem Manne eigenthüm-

Der Wunsch nach Gesang wird verlaublich. Die Kinder des Hauses geben Solos, Duette und Terzette aus der Schöpfung, dem Don Juan, dem Freischütz und der Glocke zum Besten. Darnach singt Herr Engelmann zur Guitarre. Alles lauscht bis auf Herrn D., der mit gedämpfter Stimme seinem Nachbarn eine lebensgefährliche Elen- oder Bärenjagd erzählt.\*) Wiegt doch dem alten Waidmann ein Ton seines Jagdhornes alle Werke von Haydn und Mozart und das unharmonische Gebläse seiner Jagdhunde alle Symphonien und Sonaten von Beethoven auf. Ja der gute Mann stand noch unter dem musikalischen Niveau seiner Durchlaucht des „alten Dessauers“ der doch wenigstens eine Melodie gern anstimmte, (den sogenannten dessauer Marsch) nach der er freilich jedes Lied, auch ein geistliches in der Kirche, zu singen pflegte. Vielleicht treffen wir den musikalischen

---

\*) Was übrigens jene gesellschaftliche Rücksichtslosigkeit betrifft, während des Spieles oder Gesanges seiner redseligen Zunge freien Lauf zu lassen, so ist es ja wohl bekannt, daß jene Unart, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, — noch jetzt nach 50 Jahren immer noch hier und da angetroffen wird und zwar gerade bei solchen, die es sehr verübeln würden, wenn man es wagen wollte, ihnen das Prädikat: „gebildet“ abzusprechen. Viel weniger bekannt aber dürfte es sein, daß schon der weise Strach diese „gebildeten“ Leute nicht nur ganz gut gekannt hat, sondern auch nicht gerade gar sanft zurecht gewiesen. Denn Kap. 32, Vers 5 u. 6 heißt es bei ihm: „Irrt die Spielleute nicht. Und wenn man Lieder singet, so wasche nicht darein; und spare deine Weisheit bis zur andern Zeit.“ —

Standpunkt des Herrn D., wenn wir ihn gleich stellen jener Excellenz (wo? — nomina odiosa) welche in einem Violoncellconcerte auf die Frage: wie ihr das Spiel des Künstlers gefallen? offen und ehrlich zur Antwort gab: „ganz gut, aber ein Dudelsack ist mir doch lieber, viel einfacher“.

Es werden gesellschaftliche Spiele in Vorschlag gebracht. Alt und Jung geht bereitwilligst darauf ein mit Ausnahme des Herrn D., den es etwas verdrießt, den geduldigen, rücksichtsvollen Zuhörer seiner Jagdgeschichten einzubüßen. Der Saal hallt wieder von dem harmlosen Tübel. Zwischen den einzelnen Spielen wischt man sich den perlenden Schweiß von der gerötheten Stirn. Zur Erholung wird von den ältern Söhnen des Hauses, den Studenten, der Vorschlag gemacht, nach Musik zu errathen. Sie haben sich die sentimentale, affectirte Demoiselle\*) T., welche eine entsetzliche Angst vor Mäusen hat, zum Opfer ausersehen.

---

\*) Die Bezeichnung „Fräulein“ kam damals nur dem Adel zu. Der Oberpastor Lenz in Dorpat unterschied bei seinen Proclamationen von Brautpaaren streng zwischen: Mademoiselle, Demoiselle, Mamsell. Jetzt beanspruchen alle das „Fräulein,“ doch nein! dem Schreiber dieses ist eine rühmliche Ausnahme bekannt in einer ländlich freundlichen, baltischen Seestadt. Dort wird in einer Familie auf Anordnung des Hausherrn diejenige seiner Töchter, die beim Gouvernautenexamen Schylla und Charibdis glücklich umschiff hat, Fräulein genannt, die andern, als Wesen niederer Art: Mamsell! —

Arglos verläßt sie den Saal. Ihr „Ridicule“ sammt einer hineingelegten todten Maus wird hinter den Wandspiegel gesteckt, doch so, daß ein Zipfel hervorragt. Demoiselle T. tritt ein. Auf aller Angesicht spiegelt sich gespannte, vergnügliche Erwartung, sie aber, im wohlthuenden Bewußtsein, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zu sein, wendet sich hierhin und dorthin. Die Musik schweigt beharrlich. Jetzt nähert sie sich dem Wandspiegel. Sofort ertönen einige aufmunternde Accorde. Sie nimmt vor dem Spiegel eine theatralische Stellung an. Die Musik verstummt. Sie greift nach dem Strickbeutel. Die Accorde ertönen wieder. Freude spiegelt sich in ihrem Angesichte. Sie bleibt mit dem Beutel in der erhobenen Rechten stehen. Die Musik schweigt. Sie öffnet das Schloß. Die Musik wird rauschend. Sie thut einen Griff hinein. Mit unverkennbarem Schreck und lautem Schrei entfällt ihr der Beutel sammt der todten Maus. Stürmisches Gelächter. Die Studenten eilen mit fingirter Theilnahme auf die Erblaßte zu und fragen, ob sie Zuckewasser oder Stinkspiritus befehle. Sie verläßt den Saal und wirft sich in ein großes Gardinenbett. Die Hausfrau, welche während dieses Schwankes abwesend gewesen, um Honig, Nüsse, Pfefferkuchen und Aepfel den Gästen zu bringen, macht den Söhnen Vorwürfe, indem sie auf die möglichen Folgen des Schrecks hinweist und begiebt sich mit ungekünstelter Theilnahme ans Gardinenbett.

Der Herausgeber dieser vor 20 Jahren für die Familienchronik verfaßten Skizze hatte seine Bedenken, ob er diesen Schwank, wie noch manchen andern Zug im Bilde der Weihnachtsfeier auf einem livländischen Pastorat, bei der Veröffentlichung stehen lassen sollte, da es ihm ja nicht unbekannt sein konnte, daß es außer den scharfsichtigen Edelfalken auch noch mit ausgezeichnetem Geruchssinn begabte Nasgeier giebt. Indes die Absicht, ein wahrheitsgetreues Bild der alten guten livländischen Zeit mit ihren Licht- und Schattenseiten zu liefern, bestimmte ihn schließlich dazu, diese Züge stehen zu lassen, damit der livländische Geist der Gegenwart sich in seinem Gegensatze desto schärfer darin abspiegele. Es dürfte sich wohl jetzt kein livländisches Pfarrhaus mehr finden, in welchem eine solche Feier des Weihnachtsfestes mit Jean Paulscher Lectüre, gesellschaftlichen Spielen und Schwänken möglich wäre. Der bekannte „livländische Humor“ und „das koloniale Behagen“, nach J. Eckardt's Ausdruck, oder „der Hang zur Gemächlichkeit“ nach Supels Bezeichnung, sind nicht etwa nur in den Pfarrhäusern dem Ernste und der Arbeit gewichen. Auch die gegenwärtigen Eingepfarrten würden, wir wagen es zu hoffen, — an einer solchen Feier des Christfestes im Pfarrhause gerechten Anstoß nehmen. Denn selbst in Landhäusern, wo noch, (wie vor 50 Jahren) Seneca und Horaz, Schiller und Göthe für größere Auctoritäten gelten sollten, als die Zöllner und Fischer aus Galiläa, trägt man dem gewaltigen Ernste der

Zeit Rechnung, oder wie es jüngst in einem öffentlichen, geistvollen Vortrage hieß: „Es geht eine ganz andere Strömung durch unsere Zeit. Der Ernst des wirklichen Lebens belegt fast ausschließlich die Spannkraft des Geistes für die dringenden Forderungen der Gegenwart, weist herbe die scharf ausgeprägte Richtung an, in der sich unser Leben und unsere Studien zu bewegen haben. Die Bedürfnisse des Tages treten gebieterisch an den Mann heran und beanspruchen seine ungetheilten Kräfte, den Bedürfnissen einer noch dumpf gährenden Zeit zu genügen, in deren dunklem Schooße ein Neues nach Ausgestaltung ringt und kämpft.“ —

Nach dieser Gegenüberstellung des Jetzt und Einst kehren wir wieder zurück ins alte Pfarrhaus, wo wir die ganze harmlos heitere Gesellschaft bereits bei der Abendmahlzeit antreffen. Uebrigens vernehmen wir keineswegs jenes dumpfe Geschwirre von Stimmen, wie das sonst der Fall zu sein pflegt, sondern nur die Stimme eines jungen lebhaften Mannes, der in fließender, ab und zu das Zwergfell der Speisenden in eine wohlthätige Erschütterung versetzender Weise aus dem unerschöpflichen Füllhorn seiner launigen Geschichten eine zum Besten giebt. Und wir wundern uns nicht, daß aller Blicke mit dem Ausdruck der Spannung und vergnüglichen Erwartung auf ihn gerichtet sind, da eine gut erzählte und dazu mit Laune gewürzte Geschichte Kind und Greis, Bayersmann und Professor zu fesseln vermag.

Nach Beendigung der Mahlzeit verbleibt die ganze Gesellschaft noch eine gute Weile an der durch Talglöchte erleuchteten Tafel und der Hausherr, durch den Humor seines Erstgeborenen angeregt, und völlig abgezogen von der grauen Ritterzeit, beginnt auf allgemeines Verlangen, den „Auszug aus Jena“ zu erzählen. Daß diesen vielleicht jeder der Anwesenden schon kannte und dennoch wieder anzuhören verlangte, erklärt sich einestheils aus der damaligen Genügsamkeit, andererseits aus der Originalität des Erzählers.

Der Rector der Universität zu Jena hatte sich sehr willkürliche Eingriffe in die Rechte der Studentenschaft erlaubt. Sein Haus ward demolirt. Er selbst rettete sich durch schleunige Flucht. Militär aus der Residenz des Herzogs, Weimar, requirirt, rückte in die Stadt. Die ganze Studentenschaft, 800 an der Zahl, beschloß sich einer andern Universität zuzuwenden und verließ die Stadt unter Dahl's, irren wir nicht, eines Estländers, Anführung. Doch der Verlust für die Einwohnerschaft Jenas wäre zu fühlbar gewesen. Der Magistrat sandte den Ausziehenden eine Deputation nach. Während die Studenten auf freiem Felde bei dem Flecken Nora 3 Tage lang kampirten, und an langen Tafeln unter dem Himmelszelt ihre fröhlichen Mahlzeiten hielten, wurden die Verhandlungen mit dem Magistrat fortgesetzt und hatten schließlich den Rückzug zur Folge, der einem Triumphzuge glich, mit wehenden Fahnen

und seltsamen Kostümen von Seiten der Studenten, mit Tücherschwenken und Blumenstreuen von Seiten der jenaschen Frauenwelt. Dem Erzähler diente die blaue Kaffeeserviette der Mama als Fahne, ein Ritterhelm als Kopfbedeckung und ein heidnischer Streithammer als Waffe. Des Alten Augen leuchten in der Erinnerung an dieses Jugenderlebniß. Ob sich wohl unter alten baltischen Familienpapieren noch eine Abschrift der im imitirten alttestamentlichen Stil und Ausdruck verfaßten Schilderung jenes Auszugs anno 1792 finden mag? —

Anekdoten waren damals eine beliebte Würze des geselligen Zusammenseins, und durften ebenso wenig fehlen, als die Rosinen und Mandeln auf unserm baltischen Festgebäckniß. Die Anekdoten des Hausherrn im alten Pfarrhause übten aber einen ganz eigenthümlichen Reiz auf die Zuhörerschaft aus durch sein unnachahmliches Mienenspiel, so wie durch die originelle Weise seines Vortrags. Hier eine von den unzähligen, welche ihm von Königsberg und Jena her noch in der Erinnerung geblieben waren.

Ein Pfarrer in Thüringen war bereits seit einem Jahre durch das Podagra an sein Zimmer gefesselt. Eines Abends stürzt der Küster bebend und todtenbleich ins Zimmer des Pastors und ruft athemlos: „Herr Pastor, die Todten stehen eben auf! — Ich ging an der Beinkammer neben der Kirche vorüber und hörte es mit meinen eigenen Ohren, wie ihre

Knochen, immer knick und knack sich zusammenfügten.“ —  
Vergeblich ist des Pastors Bemühen, den Küster von dem Unsinn seiner Behauptung zu überführen. Schließlich bittet der letztere den Pastor, sich selbst von der Thatsache zu überzeugen, indem er sich erbietet, den Podagrifen auf seinen starken Schultern hinzutragen. Sie begeben sich auf den Weg. In der Nähe der Beinkammer wird Halt gemacht. Sie horchen. — Ja! ganz vernehmlich ertönt das unheimliche „Knickknack“. Dem Pastor rieselt es kalt über den Rücken, der Küster unter seiner Last bebt wie Espenlaub. In sich steigender, fieberhafter Erregung horchen sie. — Da ertönt plötzlich eine Stimme von der Beinkammer her: „hast du ihm?“ — „Da hast du ihm!“ — ruft der Küster, schleudert seine ehrwürdige Last zur Erde und rast mit Windeseile nach Hause. Der Pastor, obgleich sehr unsanft unten angelangt, springt sofort vor Angst auf und eilt gleichfalls nach Hause. Hier berichtet er bleich und bebend der Gattin sein Begegniß. Diese aber macht ihn auf den Verlust seines Podagras aufmerksam. Jetzt erst betrachtet er staunend die geheilten Beine. Dem großen Schreck folgt größere Freude. Am folgenden Morgen erscheint der Küster angstvoll beim Pastor, wird aber von diesem mit den Worten empfangen: „du hast geholfen, wo kein Arzt mehr helfen konnte, nimm hier diesen Beutel für die erfolgreiche, wenn auch unbeabsichtigte Kur.“ — Welche Bewandniß

aber hatte es mit dem seltsamen „Knickknack“ in der Beinkammer? — Zwei Diebe hatten sich verabredet aus des Pastors Stall ein Schaf zu stehlen. Während der eine den Einbruch ausführte, hielt der andere bei der Beinkammer Wache und verkürzte sich die Zeit mit — Müßeknacken. —

Nun, wir überlassen die Entscheidung der Möglichkeit einer Heilung des Podagras oder überhaupt einer Krankheit durch Schreck den Herren Physiologen. Dem Verfasser aber sei es erlaubt, hier einen selbsterlebten Fall der Heilung einer Krankheit durch Schreck mitzutheilen.

Vor Jahren herrschte das kalte Fieber in Dessel so bössartig, daß nicht wenige demselben erlagen. Damals erschien eines Tages eine arme Wittwe bei dem Schreiber dieses, klagte ihm ihre Noth: seit 9 Wochen vom kalten Fieber geplagt, fühle sie sich dermaßen entkräftet, daß sie ihrem Hauswesen vorzustehen außer Stande sei und bäte sehr um Arznei. Die Hausfrau, bei der sonst die Kranken des Kirchspiels bereitwilligst Hülfe fanden, war abwesend. Der Hausherr beim Blick in das abgezehrte, erdfahle Gesicht der Kranken von tiefem Mitleid erfaßt, sann hin und her, ob sich nicht in seinem Gedächtnismagazin irgend ein Mittel gegen das kalte Fieber finden ließe. Vergeblich! Plötzlich blitzte am fernen Horizonte der Vergangenheit die als Knabe aus dem Munde des Vaters vernommene Geschichte von dem

durch Schreck geheilten Thüringer Podagrifen in ihm auf. Wie wenn auch das kalte Fieber ausnahmsweise durch Schreck zu heilen wäre? — Gedacht, — gethan! — Plötzlich erhielt das klagende Weib einen kräftigen Schlag, daß sie heftig zusammenfuhr. — Nach etwa 14 Tagen erschien sie wieder und dankte unter Freudenthränen und mit Handküssen für das einfache und doch so heilskräftige Mittel, denn nach jenem Schlage sei der Fieberanfall nicht wieder eingetreten, und sie könne nun wieder ihrem Hauswesen vorstehen. — Nach etlicher Zeit trat sie abermals in das Zimmer des Verfassers, aber mit so unverkennbar bekümmertem Gesichtsausdruck, daß in ihm die Besorgniß aufstieg, das Fieber sei wiedergekehrt. Doch nein! Es war eine andere Noth. Sie klagte über ihren faulen Sohn, der weder durch Güte noch Strenge sich bewegen lasse, das Lesen zu erlernen. Da bäte sie nun um die Freundlichkeit, er möge die Faulheit ihres Sohnes durch dasselbe erfolgreiche Mittel austreiben, wie bei ihr das kalte Fieber, sie habe unbedingtes Vertrauen zu der Hand, die sich als so heilskräftig bewährt. Und ihr Vertrauen ward mit dem erwünschten Erfolge gekrönt.

Doch lassen wir die liebe Schworbianerin mit ihrer sancta simplicitas und treten wir noch einmal zum Abschied ins trauliche Pfarrhaus, in dem unterdeß der dritte Weihnachtsfeiertag angebrochen, dieser wohlthuende Uebergang in das Alltagsgeleise des

gewöhnlichen Lebens. Beim Heraustritt aus des Hauses Hinterthür fällt unser Blick sofort auf einen unsanft hingeschleuderten Tannenbaum. Eine Menge abgefallener Nadeln macht sich auf der Schneedecke bemerkbar. An den zum Theil geknickten Zweigen befinden sich Zwirnsfäden und Reste von Papiernezen, welche der Wind hin und her bewegt. Im Geäste hüpfst eine behende Kohlmeise und pickt emsig nach Wachskrümchen. Auch das unzertrennliche Gattenpaar in Vogelgestalt hat sich eingefunden zu der Nachmahlzeit. Eine wehmüthige Erinnerung fesselt den kindlichen Beschauer. — Welch ein Wechsel in so kurzer Zeit! — Da stand'st du in der behaglich warmen, weihnachtlich duftenden Atmosphäre eines festlichen Gemaches. Wie lieblich hob sich von deinem dunkeln Grün der freundliche Gabenschmuck ab und das blendende Kerzengesflimmer. Und Kinder blickten mit wonnig funkelndem Augenstern zu dir hinauf, als seist du mit all deiner Herrlichkeit vom Himmel herabgekommen! — Und nun! — liegst du hier auf dem kalten, weißen Leinentuche der winterlichen Erde, all deines Zaubers beraubt, — von niemand beachtet! — bald auch nicht mehr von diesen Vögelein, und der eisige Decemberwind streicht rauschend durch deine leeren, geknickten Zweige, — ein rechtes Bild der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit! — Wohl dem, der sich freuen darf auf

„den Baum des Lebens“, (Offg. 2, 7) welcher  
ewig strahlen wird in seiner Herrlichkeit für alle,  
die eingegangen in's rechte Daheim! —



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)